

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von F. Bodeck.

(1. Fortsetzung.)

II.

Nur wenige Monate waren verflossen, seitdem die beiden jungen Leute, die sich in diesen Nachmittagsstunden so nahe getreten waren, einander zum erstenmale gesehen hatten. Doch waren sie darum auch vorher einander nicht fremd gewesen und nur der Zufall hatte es gefügt, daß der junge Kammergerichtsreferendar Richard Fels vor kurzem erst die freundschaftlichen Beziehungen von neuem angeknüpft hatte, die seit länger als einem Menschenalter zwischen den beiden Familien bestanden. Mit einer Treue und Ausdauer, die sonst nicht in dem Charakter des leichtlebigen Mannes lag, hatte der Kommerzienrat Galler das Freundschaftsbündnis aufrecht erhalten, welches zwischen ihm und Richards Vater seit der gemeinsam verbrachten Lehrzeit bestand. Und ungeachtet der weiten Entfernung, die zwischen ihnen lag, trotz der Verschiedenheit ihrer äußeren Lebenslage, waren die beiden Freunde in stetem Zusammenhang geblieben, bis der Tod den einen abgerufen hatte. Ja, selbst auf die Kinder, die einander nie gesehen, war etwas von jener warmen, freundschaftlichen Teilnahme übergegangen, welche die beiden zeitlebens für einander empfanden.

Der junge Referendar, dessen Eltern in bescheidenem Wohlstande in einer kleinen Provinzialstadt gelebt hatten, hatte sein kleines Erbteil während seiner Studienzeit mehr als zur Hälfte aufgezehrt und war nun darauf angewiesen, sich in seiner schwierigen Stellung aus eigener Kraft zu behaupten. So wäre es vielleicht ratsamer gewesen, wenn er versucht hätte, an einem kleineren Orte, unter einfacheren Lebensbedingungen den Zeitpunkt abzuwarten, wo er zu Rang und Würden kommen und seine materielle Abhängigkeit weniger schwer auf ihm lasten würde. Aber dem lebenslustigen jungen Manne schien es undenkbar, sich auf Jahre hinaus in einer kleinen Stadt zu vergraben und die Anregung und Förderung zu entbehren, die uns in den Mittelpunkten geistigen Lebens aus dem Verkehr mit Gleichgesinnten erwächst und die er während seiner Universitätsjahre hinreichend würdigen gelernt hatte, um sie nicht ohne tiefe Verstimmung missen zu können. Auch sehnte er sich, im Vollgefühl seiner körperlichen und geistigen Kraft und von der Natur mit reger Einbildungskraft und einer leichten Erregbar-

keit ausgestattet, nach einem größeren Wirkungskreise, als seiner in den engen Mauern eines Provinzialstädtchens wartete. Und da er gewohnt war, in all seinem Tun weniger seinem Verstande zu folgen als den Eingebungen des Augenblicks und trotz des jugendlichen Feuers, das sein Wesen durchglühte, nicht Energie genug besaß, um aus eigener Kraft sich loszureißen, wo seine Neigungen ins Spiel kamen: hatte er, den dringenden Einwendungen und Vorstellungen seiner Freunde zum Trotz, alles aufgeboten, um dem verhassten Aufenthalt in der Provinz ein Ende zu machen. War er doch ein verwöhntes Kind des Glücks, das es niemals gelernt hatte, seine Wünsche anderen Rücksichten unterzuordnen.

So hatte er vor wenigen Monaten sein bescheidenes Quartier in Berlin aufgeschlagen und lebte nun hier seiner Tätigkeit und dem regen Verkehr mit Freunden und Bekannten. Am Tage nach seiner Ankunft hatte er den Jugendfreund seines Vaters aufgesucht und war von diesem so freundlich aufgenommen worden, daß die leise Befangenheit, die ihn dem reichen Manne gegenüber anfangs beschlich hatte, augenblicklich schwand und er sich in den glänzenden Räumen bald so behaglich fühlte, als hätte er sein Lebenlang hier verkehrt. Lag es doch in seiner warmen, enthusiastischen Natur, sich überall, wo man ihm freundlich entgegenkam, ohne Rückhalt mit seiner ganzen Persönlichkeit zu geben. Dann pflegte es wohl zu geschehen, daß er in der Lebhaftigkeit und dem Feuereifer, mit welchem er alles neue ergriff, Menschen und Dinge in einem Lichte sah, wie sie anderen, nüchternen niemals erschienen; daß er alles erdenkliche Gute in sie hineinlegte, um endlich mit Schmerzen gewahr zu werden, daß seine Phantasie ihm wieder einmal übel mitgespielt und daß, was ihm so schön und anziehend erschien, nur in seiner Einbildung lebte. Und in seinem Aerger darüber verfiel er nach Art aller Gefühlsmenschen gewöhnlich in das andere Extrem und war unvernünftig genug, für seine Unbesonnenheit und Menschenkenntnis diejenigen verantwortlich zu machen, an welche seine launenhafte Phantasie so überschwängliche Erwartungen geknüpft hatte. Unberechenbar nannten ihn seine Freunde und schalteten ihn um seines Wankelmuts und seiner Inkonsequenz willen. Aber wie unjere Tugenden und Fehler

aufs innigste miteinander verknüpft sind und unsere Stärke zugleich unsere Schwäche ist, so gab die naive Unmittelbarkeit, das unruhige Feuer, welche das Wesen des jungen Mannes kennzeichneten, ihm eine bezaubernde Frische und Ursprünglichkeit, einen eigentümlichen Reiz, dem sich nur wenige entziehen konnten. Seine Freunde zürnten ihm; das Unvermittelte, Sprunghafte seiner Bestrebungen, der Beziehungen, die er allerorten anknüpfte, um sie einen Augenblick später achtlos wieder fallen zu lassen, dünkte ihnen absurd — und doch liebten sie ihn darum nicht weniger. Keiner von ihnen mochte die Anregung entbehren, welche der Verkehr mit dem lebenswürdigen Jüngling mit sich brachte.

Richards' Beziehungen zu dem hallerschen Hause hatten sich in den wenigen Monaten immer herzlicher, immer freundschaftlicher gestaltet, trotzdem es ihm auch hier nicht an Enttäuschungen fehlte. Aber wenn er auf der einen Seite erkannte, daß das begeisterte Urteil, welches er anfangs über den Kommerzienrat gefällt, doch etwas voreilig gewesen und der joviale alte Herr auch seine Fehler und Schwächen habe: so zog es ihn dafür jetzt um so unwiderstehlicher zu der jüngsten Tochter des Hauses, einem schüchternen, jungen Ding, das er anfangs kaum beachtet hatte. Es war dies allerdings ihre eigene Schuld. Es war dem jungen Manne nicht anders ergangen, als all den andern zahlreichen Besuchern ihres väterlichen Hauses, deren Blicke immer wieder mit derselben kühlen Gleichgiltigkeit von ihrem jungen Gesichte abglitten, das in seinem sinnigen Ernst, mit dem gedankenvollen Blick der großen, dunklen Augen anziehend genug war. Aber die schönen Augen sahen stets so gleichgiltig und gelangweilt drein und der kleine, feingeschnittene Mund lächelte so selten, daß man ihrer kaum achtete und daß kaum einer der zahlreichen Freunde des Hauses es der Mühe wert hielt, das ernsthafte junge Ding zutraulicher zu machen. Heimlich spottete wohl einer oder der andere über die unheilbare Schüchternheit des Mädchens, über ihre anscheinende Ruhe und Leblosigkeit, die so grell mit der übersprudelnden Heiterkeit, der pikanten, lebensvollen Erscheinung ihrer älteren Schwester kontrastirte. Keiner von ihnen ahnte das reiche Geistesleben dieses verschlossenen jungen Wesens, das unter kaum bewegter Oberfläche eine Welt von unruhigen Gedanken in seiner Tiefe barg und in seiner geistigen Vereinsamung unter schweren Herzenskämpfen an ihrer Lösung arbeitete. Auch hatte es fast den Anschein, als sei sie geflüchtlich darauf bedacht, niemandem einen Einblick in das Wirken und Weben ihres jugendlichen Feuergeistes zu gestatten. Sie war zurückhaltend bis zur Schroffheit und vernied es ängstlich, im Gespräch mit anderen die Gedanken und Fragen zu berühren, die ihr am Herzen lagen. Wußte sie doch, daß sie in den Kreisen, in denen sie lebte, bei den Menschen, aus denen sich der Verkehr in ihrem Elternhause zusammensetzte, auf Teilnahme und Verständnis nicht rechnen durfte. Sie war sich ihrer Vereinsamung nur zu wohl bewußt. Ihr Vater hatte mit steigendem Bestreben die ungewöhnliche Entwicklung seines jüngsten Kindes beobachtet. Anfangs hatte er alles für eine vorübergehende Laune gehalten und sich mit dem Gedanken getröstet, daß Hedwig mit der Zeit ihre Ernsthaftigkeit und ihren lächerlichen Hang zur Einsamkeit schon ablegen werde. Ihm war jedes tiefere Interesse für Kunst und Wissenschaft sowie für die Erscheinungen des öffentlichen Lebens zuwider, und es schien ihm unglaublich, daß ein junges Mädchen, welches in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen einen Wunsch nur zu äußern brauchte, um ihn sofort erfüllt zu sehen, anders darüber denken könne. Ja, wenn ein armer, hungriger Teufel, der sein Lebenlang im Schatten sitzen und lästernen Blicks mit ansehen mußte, wie andere sich beglaglich niederließen im Sonnenschein des Glücks, diese Spielereien ernsthaft nahm: so war dies allenfalls begreiflich. Auf irgend eine Weise mußte der arme Teufel sich doch über das schreiende Mißverhältnis zwischen seinem eigenen Lose und den schicksalen Glücklicheren hinwegsetzen und letztere mußten ihm überdem dafür Dank wissen, vorausgesetzt, daß diese Versöhnung im Geiste nichts gemein hatte mit den aufreizenden Lehren der modernen

Wissenschaft. Aber wie kam sein Kind zu diesen absonderlichen Neigungen? Er schüttelte verwundert den Kopf, so oft er daran dachte.

Anfangs hatte er sich dabei beruhigt, daß er Hedwig, deren zarte Gesundheit im Kindesalter ihren Verkehr mit gleichaltrigen Gespielinnen zumteil beschränkt hatte, zu viel sich selbst überlassen und daß ihr Hang zu nachdenklicher Träumerei aus diesen einsamen Stunden immer neue Nahrung gezogen habe. Nun brauche er nur die Zeit und ihre Umgebung auf sie wirken zu lassen, um diese krankhafte Neigung zu beseitigen. Als aber mit den Jahren, trotz des lebhaften geselligen Lebens, das in ihrem väterlichen Hause herrschte, Hedwig sich immer mehr in sich selbst zurückzog und kein Hehl daraus machte, wie wenig Freude sie an den rauschenden Vergnügungen empfand, die der Kommerzienrat zu veranstalten liebte und deren er zum Leben bedurfte, erkaltete das Verhältnis zwischen Vater und Kind mehr und mehr. Außerlich war zwar wenig davon zu merken. Hedwig fügte sich mit großer Gewissenhaftigkeit allen Wünschen und Ansprüchen, die ihr Vater an sie stellte. Es lag nicht in ihrer Art, Pflichten leicht zu nehmen, deren Verechtigung sie erkannt hatte, wie schwer deren Erfüllung ihr auch oftmals wurde. Aber je mehr sie sich innerlich der Entfremdung bewußt ward, die sich allmählich zwischen sie und ihren Vater geschlichen hatte, desto eifriger war sie bemüht, ihn durch die zarteste Rücksichtnahme auf seine Wünsche diese Entfremdung vergessen zu machen und dadurch zugleich dem eigenen Herzen zu genügen.

Der Kommerzienrat war ein Mann etwa in der Mitte der fünfziger Jahre, von kräftiger, untersezierter Gestalt, mit einem Gesicht, aus welchem die hellste Lebensfreude und ein so stark ausgeprägtes Selbstgefühl sprach, daß es all seiner vielgerühmten Gutmütigkeit bedurfte, um dieses Gefühl des eigenen Wertes nicht unangenehm hervortreten zu lassen. Er hatte sich aus eigener Kraft, vom Glück begünstigt, aus bescheidenen Anfängen zu Rang und Reichtum emporgearbeitet und rühmte sich dessen unverhohlen. Dafür war auch in seinen Augen der Erfolg der erste und einzige Maßstab aller menschlichen Handlungen. Nichts lag ihm ferner, als Verständnis oder Teilnahme für die Empfindungen und Bestrebungen anderer. Er beurteilte die Menschen nach sich selbst und sah kopfschüttelnd drein, wenn die Handlungsweise anderer sich seiner Billigung entzog. Was er nicht verstand, war für ihn nicht vorhanden. Mit einem witzigen Wort glaubte er jede noch so ernsthaft gemeinte Ansicht widerlegt zu haben, die seiner Betrachtungsweise zuwiderlief. Mit einem naiven Egoismus, der in seiner cynischen Offenheit etwas Belustigendes hatte, hatte er es, ungeachtet seines scharfen Verstandes, allezeit verschmäht, über das Nächstliegende hinauszudenken. Es war nicht seines Amtes, sich den Kopf zu zerbrechen über Fragen, um deren Lösung Klügere sich seit Jahrtausenden vergeblich abgemüht. Er hatte eine instinktive Scheu vor allem Unangenehmen, vor allem, was ihn aus seiner Behaglichkeit, seinem fröhlichen Lebensgenuß unsanft herausreißen könnte. Und doch konnte man ihm deshalb nicht ernstlich böse sein. Seine Gutmütigkeit, sein heiteres, lebhaftes Temperament nahmen unwillkürlich für ihn ein, und der Mangel an tieferem Gefühl, die Unduldsamkeit, die er fremden Meinungen gegenüber an den Tag legte und die man einem anderen schwerlich verzeihen haben würde, befremdeten niemanden bei diesem harmlosen Genüßmenschen. Seine Frau hatte er nach wenigen Jahren glücklicher Ehe verloren. Er hatte sich anfangs sehr unglücklich gefühlt, sehr unbehaglich und vertrießlich, nun er niemanden hatte, der für seine Bequemlichkeit sorgen und mit zärtlicher Hand die Falten glätten mochte, welche die Aufregungen des Börsenspiels auf seine Stirn zeichneten. Und dann die beiden mütterlosen Kleinen, die so eingeschüchtert in den verdödeten Räumen umherliefen und die sich nun mit verdoppelter Liebe an ihn klammerten, der nicht recht wußte, was er mit ihnen beginnen sollte. Er hätte nie geglaubt, wie unbequem diese kleinen Dinger mitunter werden könnten! Früher hatte seine Frau darauf geachtet, daß sie ihn nicht störten, wenn er an schwülen Sommertagen erhitzt und aufgeregter nach Hause kam und der Ruhe bedurfte. Dann hatte er wohl auf Augenblicke mit ihnen

gespielt und sich ihrer Schönheit und ihres munteren Geplauders gefreut. Nun aber, wo sie sich bei seiner Heimkehr an ihn klammerten und ihn mit ihren kindlichen Liebesfingern förmlich erdrückten, wo sie ihn zum Vertrauten ihrer kleinen Leiden und Freuden machten und er sich nur gewaltsam von ihnen befreien konnte: nun erschienen sie ihm in einem ganz anderen Lichte. Und in seiner Verzweiflung beschloß er, wieder zu heiraten, um seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben und das unbehagliche Gefühl loszuwerden, das ihn täglich beim Anblick seiner verödeten Wohnung befiel. Inzwischen wollte er seine Schwester, die seit langen Jahren Wittve war und keine Kinder befaß, bitten, zu ihm zu ziehen und an seinen verwaisten Kindern Mutterstelle zu vertreten. Seine Schwester, eine sanfte, bescheidene Frau, die nur geringe Ansprüche an das Leben stellte und es zufrieden war, wenn man ihrer überhaupt gedachte, ging bereitwillig auf seine Bitte ein. Sie nahm sich der Kinder mit mütterlicher Zärtlichkeit an und wußte auch ihrem anspruchsvolleren Bruder das Haus so angenehm zu machen, daß er binnen kurzem den Gedanken an eine abermalige Verheiratung aufgab. Nun, da er seine Kinder gut aufgehoben wußte und nicht länger unter den unbequemen Ausbrüchen ihrer Gefühle zu leiden hatte, stellte sich seine gute Laune mit überraschender Schnelligkeit wieder ein. Allmählich nahm er die Vergnügungen wieder auf, in denen er während seines fröhlichen Junggesellenlebens geschwelgt und die er nach seiner Verheiratung seiner Frau zu Liebe etwas vernachlässigt hatte. Er fühlte sich äußerst behaglich in seiner Ungebundenheit. Nicht um die Welt hätte er zum zweitenmale seine Freiheit aufgegeben. War er doch reich genug, jeden seiner Wünsche augenblicklich befriedigen zu können.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. Sie hatten in einem genfer Pensionat die Ausbildung erhalten, welche die Mode und der gute Ton gebieterisch von „Töchtern höherer Stände“ verlangen. Die älteste, Dora, ein bezauberndes Geschöpf mit tiefblauen Augen und dem schönsten Blondhaar, das je auf einem launenhaften Weibeköpfchen gewachsen, eine geistprüfende kleine Hexe, die mit einem Blick ihrer feurigen Augen alle Welt ihren Launen dienstbar machte, brachte in das bisher so stille Haus eine Unruhe, die ihren Vater entzückte und die der Tante ein heimliches Entsetzen einflößte. Jetzt war es vorbei mit den Junggesellenfreunden, welche der Kommerzienrat seit dem Tode seiner Frau genossen. Die kleine Hexe brachte eine völlige Revolution innerhalb der Mauern ihres Vaterhauses hervor, und der Kommerzienrat war der erste, der die segensreichen Folgen dieser Umwälzung an sich selbst erfuhr. Er war entzückt von der Schönheit, von dem feurigen Temperament seiner ältesten Tochter. Der sonst so eigenwillige Mann ließ sich willenlos von ihren Launen, ihren tollen Einfällen beherrschen. Auf ihren Wunsch öffnete er seinen Geschäftsfreunden, den zahlreichen Bekannten, mit denen er in den letzten Jahren das Leben genossen, den Löwen der jeunesse dorée sein Haus. Die Vergnügungen, die rauschenden Festlichkeiten jagten einander. Der verliebte Vater setzte Himmel und Erde in Bewegung, um jeden noch so unvernünftigen Wunsch seines Kindes zu erfüllen und lachte schadensfroh, wenn die verwöhnte kleine Prinzessin ihre Verehrer und Freier, die zahllos waren wie Sand am Meere, mit ihrer Launenhaftigkeit und ihren bezaubernden Kindereien zur Verzweiflung brachte. Dabei war das schöne Geschöpf von einer Einfachheit und Herzengüte, die jeden Widerstand entwaffnete und es klar erkennen ließ, daß das nervöse Kind nur der Erziehung bedurfte, um zu einem Weibe von ungewöhnlicher geistiger Kraft und Seelenadel heranzureifen.

Die beiden Schwestern hatten sich von frühester Kindheit an zärtlich geliebt trotz der Verschiedenheit, die zwischen ihren Charakteren und ihren Neigungen bestand. Als indes Dora, die um einige Jahre älter war als ihre ernsthafteste kleine Schwester, und deren volle, kräftige Gestalt sie um vieles reifer erscheinen ließ als das schwächliche, zartgebaute Kind, dessen körperliche Entwicklung infolge früher Krankheiten zurückgeblieben war, aus

der Pension in das Elternhaus zurückkehrte, fand sie in dem geräuschvollen geselligen Leben, daß sich ihr hier erschloß, nicht Zeit und Muße, der Schwester so oft zu gedenken, als es die Kleine in ihrer Einsamkeit tat. Hedwig empfand diese Vernachlässigung sehr schmerzlich. Sie war, ungeachtet ihres ernstern, zurückhaltenden Wesens, weich bis zur Schwäche und dürstete nach Liebe. Aber in ihrer kindlichen Scheu, in dem Mißtrauen gegen sich selbst, das die Unzufriedenheit des Vaters in ihr großgezogen und das aus der Vereinsamung, in welcher sie sich auch hier, in der Pension, inmitten all dieser lachenden, sorglosen Kinder befand, die in gedankenlosem Leichtsinne ihr Leben genossen, immer neue Nahrung zog: behielt sie auch diesen Kummer für sich, wie sie es mit all den quälenden, aufreibenden Gedanken tat, die sich in ihrem Köpfchen rastlos tummelten. Als sie dann nach Jahren die Heimat wieder betrat, hatte Dora das Haus bereits verlassen. Als die gefeierte, vielbenedete Frau eines jugendlichen Geschäftsfreundes ihres Vaters trat sie Hedwig entgegen, welche Mühe hatte, in der schönen, selbstbewußten Frau die Schwester wiederzuerkennen, die sie so sehr geliebt. Es war eine gewaltige Veränderung mit dem schönen Weibe vorgegangen. Hedwig fühlte dies instinktiv, wenn sie sich auch nicht zu erklären vermochte, worin diese Veränderung bestand. Sie war noch schöner, als sie vordem gewesen; der flammende Blick der blauen Augen hatte etwas Imponirendes, und um die vollen, roten Lippen lag ein troziger Zug, der den pikanten Reiz ihrer Erscheinung noch erhöhte. Sie war lebhafter, übermütiger als je, aber ihre Lebhaftigkeit hatte etwas Herausforderndes, einen unverkennbaren Beigeschmack von Kletterie, der ihr sonst fremd gewesen. Dabei war sie bezaubernder als je.

Ihr Mann war eine jener glänzenden, liebenswürdigen Erscheinungen, denen in den Kreisen der Finanzaristokratie bereitwillig die erste Stelle eingeräumt wird, vorausgesetzt, daß sie den Glanz ihrer äußeren Erscheinung durch Rang und Reichtum zu unterstützen wissen. Mit seiner schlanken, vornehmen Gestalt, seiner tadellosen Eleganz, die das Ergebnis eines gesäuterten Geschmacks zu sein schien und der bestrickenden Liebenswürdigkeit seiner Umgangsformen schien Georg Helldorf wie geschaffen, ein junges Mädchenherz zu bezaubern. Ein wohlgepflegter, dunkler Bardenbart umrahmte sein volles blaßes Gesicht und ließ das leicht geteilte Kinn energisch hervortreten. Seine Augen hatten einen feuchten Glanz, der ihnen einen weichen, einschmeichelnden Ausdruck gab, und wenn er lachte, was er gern und häufig tat, leuchteten unter dem üppigen Bärtchen, das seine Oberlippe schmückte, zwei Reihen weißer Zähne hervor, um die ihn manche seiner zahllosen Verehrerinnen beneiden mochte. Einer reichen, angesehenen Familie angehörig, hatte er eine sorgfältige Erziehung genossen und sich, nachdem er einige Jahre im Ausland zugebracht, in Berlin niedergelassen und die Fabrik seines Vaters übernommen. Mit der ihm eigenen Energie und Klugheit hatte er, unter Benutzung günstiger Konjunkturen, sein Geschäft ungemein vergrößert und stand nun, im Anfang der Dreißiger Jahre, von Glanz und Ueberfluß umgeben und im Besitz der schönsten Frau, von aller Welt benedict da.

Die erste Zeit nach ihrer Heimkehr hatte Hedwig im stillen gehofft, daß nun, wo die künstliche Scheidewand weggeräumt war, welche die jahrelange Trennung zwischen ihnen aufgerichtet, ihr Verhältnis zu Dora die Innigkeit und Vertraulichkeit wieder erlangen werde, die es einst gehabt. Doch mußte sie bald erkennen, daß sie sich getäuscht. Dora empfand augenscheinlich garnicht das Bedürfnis, sich der jüngeren Schwester freundschaftlich zu nähern. Bei aller Herzlichkeit, mit welcher sie der Heimgekehrten entgegenkam, hatte ihr Verkehr etwas Oberflächliches, einen auffallenden Mangel an Ernst und Tiefe. Und als Dora mit jedem Spotte die heiligsten Empfindungen dieser ernsthaften jungen Seele, ihr Streben nach Wahrheit, ihren unruhigen Wissensdrang und ihre rastlose geistige Tätigkeit geißelte, zog sich die kleine Sensitive verletzt in sich selbst zurück. Die Evidenz ihrer Schwester tat ihrem Herzen weh. Nun mußte sie

wohl erkennen, welcher Art die Veränderung war, die mit ihrer Schwester seit deren Verheiratung vorgegangen. Doch auch zwischen Dora und ihrem Vater mußte inzwischen etwas vorgefallen sein, was das gute Einvernehmen trübte, das früher zwischen ihnen bestanden. Zwar überschüttete der Kommerzienrat seine älteste Tochter nach wie vor mit Aufmerksamkeiten jeder Art; er freute sich ihrer Erfolge, des Glanzes ihrer Erscheinung und war stolz auf die bevorzugte Stellung, die sie in der Welt einnahm. Aber Dora selbst, die früher mit all der Offenheit und Zutraulichkeit ihres heißblütigen Temperamentes ihren Vater wie einen älteren Freund behandelt hatte, welchem sie alle Heimlichkeiten ihrer jungen Seele offenbarte, die auf ihren hübschen, lebenslustigen Papa so stolz gewesen war, daß sie allen Ernstes behauptet hatte, nur einen Mann heiraten zu wollen, der ihm ähnlich sei: begegnete diesem vielbewunderten Papa jetzt mit überraschender Kälte und Gleichgültigkeit. Geschah es doch zu Zeiten, daß sie auch ihm gegenüber den rücksichtslos spottenden Ton anschlug, den sie im Verkehr mit anderen nur selten ablegte und den Hedwig früher nicht an ihr gekannt.

Nun waren mehrere Jahre seit Hedwigs Heimkehr vergangen, ohne daß ihre Beziehungen zu dem Vater oder zu Dora andere geworden wären. Und wie die Tage und Wochen dahingingen, ohne diese Aenderung zu bringen, nach der sie sehnlichst verlangte, ohne ihr Mittel und Weg zu zeigen, ihre geistige Selbsttätigkeit, die sich in einsamem Ringen verzehrte, auf die Bahn ruhiger Entwicklung zu leiten: hatte sich ihrer eine Kleinmut bemächtigt, die sie vordem nicht empfunden. Da führte ein glücklicher Zufall den jungen Referendar in ihr Haus. Sie hatte ihn anfangs kaum beachtet. In ihrem väterlichen Hause gingen so viel junge Leute aus und ein, daß ein einzelner ihr nicht sonderlich auffallen konnte. Und seine anziehende äußere Erscheinung war kein Grund, besser von ihm zu denken als von all den anderen, die unter ihren hübschen Gesichtern und glatten Formen nur ihre innere Hohlheit versteckten.

Da hatte es sich gefügt, daß er sie eines Tages allein zu Hause angetroffen. Sie hatte wieder einmal eine ihrer bösen Stunden, während der sie sich in bitterem Unmut am liebsten in ihr Zimmer zurückzog, um ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Und während sie in ihrer Einsamkeit sich rüchhaltslos dem Schmerz überließ, den die Erkenntnis ihrer eigenen Anzulanglichkeit, der Unmöglichkeit, ohne die Mitwirkung anderer die Zweifel zu lösen, die ihre ernsthaft junge Seele folterten, ihr bereitete: hatte sie das Klopfen an der Tür gänzlich überhört und fuhr erschrocken zusammen, als die Tür geöffnet wurde und Richard in das Zimmer trat. Er bat wegen seines unvermuteten Erscheinens lächelnd um Verzeihung — die Verwirrung, die sich deutlich auf Hedwigs Gesicht widerspiegelte, belustigte ihn. Er sei beauftragt, sie zu ihrer Schwester zu geleiten, der er soeben begegnet war und welche ihm diesen Auftrag erteilt hatte. Und als Hedwig sich weigerte, seinem Verlangen nachzukommen und eine häusliche Abhaltung vorzuschützte, postierte er sich lachend an die Tür und behauptete, das Zimmer ohne ihre Begleitung nicht verlassen zu wollen. Dora habe die Weigerung ihrer eigensinnigen kleinen Schwester vorausgesehen und ihm anbefohlen, sie nötigenfalls mit Gewalt zur Stelle zu schaffen. Nun sei es für ihn Ehrensache, nicht zu weichen. Dabei hatte er es sich bequem gemacht und zog nun mit dem gutmütig-ironischen Lächeln, das ihm eigen war und das seinem hübschen, kecken Gesichte einen anziehenden Zug geistiger Ueberlegenheit gab, die Handschuhe von den Fingern, als mache er sich auf ein längeres Verweilen in diesen Räumen gefaßt. Hedwig stand abgewandt am Fenster und sah trotzig vor sich nieder. Sie war nicht gewillt, dem Verlangen dieses Fremden nachzukommen, mit dem sie in den wenigen Wochen ihrer Bekanntschaft kaum hundert Worte gewechselt haben mochte und der nun zu ihr sprach wie zu einem eigensinnigen Kinde, dessen Willensäußerungen uns zum Lachen reizen. Sie wollte ihm zeigen, daß sie nicht Lust hatte, sich seiner Annäherung zu fügen. Richard, der sich in seiner kampfbereiten Stellung dem kleinen Trozkopf gegenüber äußerst behaglich fühlte, benutzte

seine unfreiwillige Muße, um sich die Kleine, die er bisher nur flüchtig betrachtet hatte, näher anzusehen. Wie sie so da stand in trotzig aufrechter Haltung und in dem hellen Tageslicht, das durch die Fenster hereinströmte, ihr zierliches Profil, die weichen, kindlichen Formen ihrer Gestalt sich scharf von den dunklen Vorhängen abhoben, begriff er kaum, wie er so lange achlos an dieser feinen, vornehmen Erscheinung hatte vorübergehen können. Und mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit, die er entfalten konnte, wenn er ernstlich wollte, trat er auf Hedwig zu und beugte sich zu ihr nieder.

„Sie sind mir böse, kleines Fräulein,“ sagte er launig. — „Ich habe meine Sache aber auch verteuelt schlecht gemacht. Weiß Gott, ich bin zum Diplomaten nicht geschaffen! Aber Sie dürfen in Ihrem gerechten Zorn nicht vergessen, daß ich nur das willenlose Werkzeug in den Händen anderer bin und daß meine Seele keinen Teil hat an dem Zwang, der Ihrer Willensfreiheit und der Freiheit Ihrer Entschlüsse geschieht. Und um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir darum zu tun ist, in Ihren Augen nicht für das Ungeheuer zu gelten, für welches Sie mich offenbar halten, will ich Ihnen einen Ausgleich vorschlagen. Ich leiste Ihnen — mit Ihrer ausdrücklichen Erlaubnis, versteht sich — so lange Gesellschaft, bis Sie mir unzweideutig zu erkennen geben, daß Sie meiner überdrüssig sind. Dann sollen Sie selbst entscheiden, was weiter geschieht — ob Sie den Wunsch Ihrer Schwester erfüllen und mit mir kommen oder aus Manküne gegen mich auf Ihrer Weigerung beharren. Inzwischen will ich es mir angelegen sein lassen, Sie gegen mich harmlosen Menschen, dem Ihre Ungnade tief zu Herzen geht, veröhnlicher zu stimmen. Was sagen Sie dazu, Fräulein Hedwig?“

Sie sah mit leisem Lächeln zu ihm auf.

„Wenn ich aber vorher weiß, daß Ihre Bemühungen vergeblich sind!“ —

„Heiliger Brahma,“ unterbrach er sie, sich mit beiden Händen in komischem Entsetzen durch das dicke, lockige Haar fahrend. „Also so tief gewurzelt ist Ihre Abneigung gegen mich, daß auch das beredteste Plaidoyer zu meinen Gunsten wirkungslos an Ihrem Herzen abprallen würde?“ —

Sie schüttelte errötend den Kopf.

„Sie wollen mich absichtlich mißverstehen,“ sagte sie. — „Ich sprach von dem Austrag, der Ihnen geworden. Wenn Sie aber trotzdem mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen wollen, kann ich Ihnen nur dankbar sein.“ —

Er hob lächelnd den Finger. „Sie verstehen sich schlecht auf das Lügen, Fräulein Hedwig. So wenig ich Sie kenne, weiß ich doch, daß die höflichen Worte, die Sie mir eben gesagt haben, nichts sind als eine konventionelle Lüge, die Ihnen schwer genug geworden ist. Hand aufs Herz, kleines Fräulein, habe ich nicht recht?“ —

Sie schlug die Augen nieder. Er griff nach seinem Hute.

„Sie sollen sehen, daß ich Ihre Aufrichtigkeit zu schätzen weiß,“ sagte er gutmütig. „Ich erkläre mich für besiegt und räume das Feld.“ —

Sie reichte ihm treuherzig die Hand.

„Nein,“ sagte sie lebhaft. „Das sollen Sie nicht. Jetzt müssen Sie bleiben und wenn ich Sie darum bitten sollte.“ —

Sie holte einen Sessel herbei und nötigte ihn, sich niederzusetzen. Dann setzte sie sich zu ihm und plauderte so voller Humor und ungezwungener Originalität, daß ihm die Zeit wie im Fluge dahinschwand. Und auch das schüchterne junge Ding an seiner Seite erinnerte sich nicht, sich je so glücklich gefühlt zu haben wie in diesen schönen Stunden unbefangenen Vertrauens. Sie war so heiter, so übermütig froh; sie hatte so glückliche Einfälle, ein so wunderhübsches silbernes Lachen, daß sie im stillen über sich selbst staunte. Ihr junger Freund sah kopfschüttelnd auf sie nieder. Fast fühlte er sich versucht, an Zauberei zu glauben. Und leicht erregbar, wie er war, mußte er an sich halten, um das hübsche, sinnige Geschöpf an seiner Seite, das ihn aus großen Augen halb tief sinnig, halb kindlich treuherzig ansah, nicht an sich zu ziehen und herzlich abzulassen.

Gottfried Kinkel.

Ein Lebensbild.

I.

O fröhlich Leben an dem Rhein,
Gespeist von Kraft, getränkt von Wein!
Otto der Schüz.

Der berühmte Dichter und Kunstgelehrte, der jüngst in das Reich der Schatten hinabstieg, hat mit seinem Hingang all die Abenteuer und Wandlungen, von denen sein romantisches und bewegtes Leben erfüllt war, in dem Gedächtnis seiner Zeitgenossen wieder aufgefrißt. Das Urteil über ihn ist kein einstimmiges und kann es nicht sein. Die Finsterlinge müssen den Mann hassen, der sich so glühend und rücksichtslos dem Vorwärtsbrausen der Sturmjahre von 1848 und 1849 angeschlossen; den Leuten der „gemäßigten Mitte“ waren seine radikalen und demokratischen Neigungen zu stark und den äußersten Radikalen selbst mißfiel Kinkel, weil er die anfänglich eingeschlagene Bahn nicht auf die Dauer inne hielt und sich dem Wechsel der Zeitverhältnisse in mancher Beziehung unterwarf.

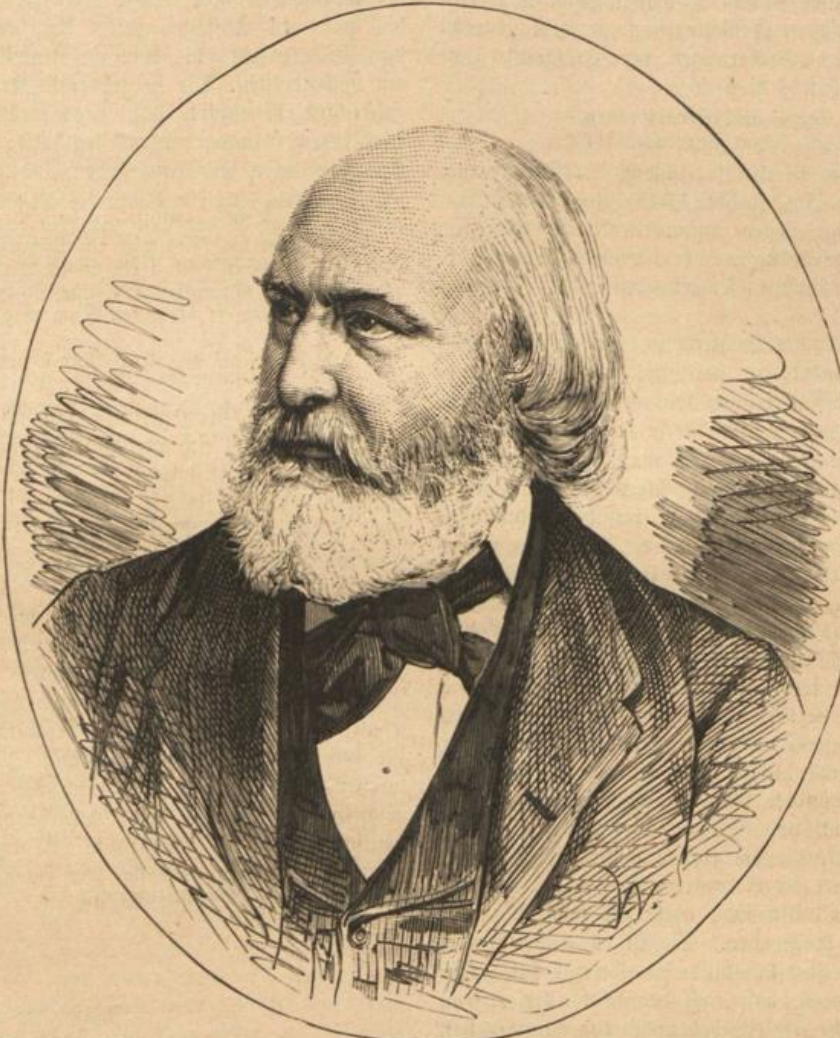
Alle aber sind einig darin, daß mit Kinkel ein hochbegabter Poet aus der Schaar der vaterländischen Sängergeschieden ist, und zwar ein Poet vom alten Schlage, wie sie unsere Zeit selten mehr gebiert. Es hat fast den Anschein, als wollte unser hämmerndes, brausendes, rasselndes, fabrizirendes und telegraphirendes Zeitalter mit seinen Eisenbahnen und Fabrikshornsteinen bald keinen jener Dichter mehr hervorbringen, die mit dem Glanze ihrer Phantasie das alltägliche Leben so ideal zu verklären wußten. Die das noch in dem Sinne, wie wir meinen, verstanden, sind alle in der Zeit vor der ersten Eisenbahn geboren. Inmitten der modernen, oft so geschmacklosen und leeren „Mache“ überkommt einen doch oft eine Sehnsucht nach den guten und tüchtigen Poeten entschwundener Perioden. Kinkel gehörte zu ihnen, und er war ein rheinischer Poet, aus jener Atmosphäre voll Glanz und Duft, in der Zimmermann, Freiligrath, Simrod, Grabbe, Wolfgang Müller und andere ihre dichterischen Gaben wie goldene Früchte heranreifen ließen.

Das war ein tolles und lustiges Treiben in der rheinischen Poetengemeinschaft der dreißiger und vierziger Jahre. Wenn man die lustsprühenden, manchmal beinahe zu bacchantischer Festigkeit sich verirrenden Lieder jener Tafelrunde vor sich hat, so kann man es heute kaum mehr erfassen, wie jene Menschen bei all ihren Sorgen — und an solchen hat es keinem von

ihnen gefehlt — so ausgelassen sein konnten, als ob es gar kein Morgen gäbe und der ganze Weltlauf auf das tolle, trunkene, singende, klingende und jubelnde Heute beschränkt wäre! Aber die Leute waren jung, sie waren lebenskräftig und lebenslustig. Sie wußten, daß die Jugend, einmal entschwunden, nicht wiederkehrt. Kein Wunder, daß die frömmelnde und gottselige Welt alle Heiligen anrief gegen die Freigeisterei jener Dichterschule, und daß die orthodoxen Blätter die Sache darstellten, als nehme

Satanas in eigener Person teil an den Vergnügungen der rheinischen Poetenschaft. Der Unterrichtete weiß aber, daß in jenem Kreise wohl mancher Krug feurigen Weines gestürzt, aber auch die persönliche Moral hochgehalten wurde; ohnehin gehörten Frauen jenen Kreisen an, deren Tugend über jeden Zweifel erhaben ist.

Die rheinischen Poeten kümmerten sich aber auch wenig um die gegen sie ausgestreuten Verleumdungen. Das Centrum der Poetengemeinschaft bildete der „Maiskäfertbund“, der einerseits den geselligen Verkehr beleben sollte, andererseits auch Kritik an der poetischen Zeittliteratur übte. In dieser Gesellschaft fanden sich u. a. Karl Simrod, Arnold Schönbach, Alex. Kaufmann zusammen. Namentlich die Gedichte Kaufmanns, der jetzt als Archivar eines ultramontanen Fürsten in Wertheim a. N. lebt, geben einen Begriff von dem fröhlichen Leben, das in jenem Kreise pulsrte. Das Haupt



Gottfried Kinkel.

der Gesellschaft aber war Gottfried Kinkel, und die Sitzungen fanden häufig in dessen Wohnung zu Poppelsdorf bei Bonn statt.

Wenn man den Menschen nur nach den äußeren Formen seiner Erziehung beurteilen wollte, so hätte man Kinkel sicherlich nicht in jenem Kreise suchen dürfen. Geboren als der Sohn eines Geistlichen zu Oberkassel bei Bonn (11. August 1815) erhielt Kinkel eine nicht nur religiöse, sondern orthodoxe Erziehung, und von dieser Erziehung ist soviel an ihm haften geblieben, daß er bis an sein Lebensende gerne predigte, wenn er in seinen politischen und kunsthistorischen Vorträgen auch den salbungsvollen Kanzelton vermied. Als Kinkel sich in den Revolutionsjahren dem politischen Radikalismus ergab, schloß er den Radikalismus sorgfältig aus seinen religiösen Anschauungen aus. Es war offenbar die Nachwirkung seiner Erziehung.

Allein zum Vermudern war er denn doch nicht geschaffen, wenn man ihn auch Theologie studiren ließ. Bald erfaßte ihn Zweifel an der Nichtigkeit der theologischen Heilslehren; es war dies damals unter den Theologen keine ungewöhnliche Erscheinung,

da gerade um jene Zeit der Kampf des „jungen Deutschland“ gegen das Veraltete und Ueberlebte begann und eine Reihe von geistreichen Schriftstellern, Heinrich Heine voran, die Art einer scharfen und verwegenen Kritik an alle Vorurteile legte und sie mit beißendem Spott überschüttete. Indessen widmete sich Kinkel doch eifrig seinen Studien und bestand alle Examina mit gutem Erfolg. Er hatte die Hochschulen von Bonn und Berlin besucht. 1836 ließ er sich in Bonn als Privatdozent der Kirchengeschichte nieder, was ihm aber wenig einbrachte, so daß er sich nebenher als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln und als Religionsprediger am Gymnasium in Bonn anstellen ließ. Er sollte an der berliner Universität angestellt werden, allein sein Gedicht über den „Großvater Staat“ war inzwischen in Berlin bekannt geworden. In diesem Gedichte sagt er dem „Großvater Staat“, daß er die „Forderungen der Freiheit“ nicht länger abweisen dürfe, „sonst“, hieß es,

„So wahr die Stern' am Himmel rollen,
Wir zieh'n den Stahl zur Bürgerkriechtschlacht!“

Diese Verse gefielen in Berlin so schlecht, daß man von Kinkels Berufung abjah. Im Jahre 1846 ging Kinkel zur philosophischen Fakultät und ward außerordentlicher Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an der bonner Universität, wo er seine weithin berühmten Vorlesungen über Kunstgeschichte hielt.

So weit das äußere Leben des Dichters, in dem sich bis hierher wenig Merkwürdiges vorfindet, in der Zeit vor den Sturmjahren. Desto bewegter gestaltete sich sein inneres und Familienleben. Schon 1837 hatte er eine Reise nach Rom gemacht, und die Kunstschätze Italiens begeisterten ihn zu künstlerischem Schaffen. Er war kein trockener und nüchterner Brodgelahrter. Seine Vorträge waren voll Geist und Feuer, und bald entwickelte sich bei ihm jene glänzende Beredsamkeit, die in seinem Leben eine so große Rolle gespielt hat. Er liebte etwas die Phrase, aber seine Phrasen waren blendend und zündend und mußten um so wirksamer sein, als damals die Masse des Volks von politischer Erkenntnis durchdrungen zu werden begann.

In Bonn lernte Kinkel jene interessante und geistreiche Frau kennen, die seine Lebensgefährtin wurde und einen bestimmenden Einfluß auf seinen Lebensgang ausübte. Johanna Model war 1810 geboren, demnach fünf Jahre älter als Kinkel; sie hatte sich an einen kölnner Buchhändler Namens Mathieu verheiratet, aber sich von ihm getrennt und sich auch gerichtlich von ihm scheiden lassen. Diese Frau, die ein großes musikalisches Talent war, wie ihre Briefe über Klavierunterricht und die von ihr komponirte „Vogel-Kantate“ beweisen, hatte sich frühzeitig sehr freisinnigen Anschauungen hingegeben. Sie ist es auch offenbar gewesen, die Kinkel zum Radikalismus hingedrängt hat. Ein Zufall ist es auch keineswegs, daß nach dem Tode dieser Frau die dichterische Produktivität Kinkels bedeutend abgenommen hat. Sie hat erfrischend, anregend, begeisternd auf ihn eingewirkt.

Das Verhältnis der beiden begann unter romantischen Umständen, die dem Dichter Stoff in Fülle lieferten zu glühenden Liebesgedichten an Johanna. Johanna war nicht schön; die sie gekannt, berichten, daß ihr Teint dunkel, ihre Züge stark, fast grob, ihre Gestalt zu massiv war. Aber aus ihren dunklen Augen strahlte der hohe Geist, der alle bezauberte, die sie umgaben. Kinkel, ein vollendet schöner Mann, fühlte sich bald von dieser seltenen Frau angezogen, und als es ihm beschieden war, sie bei einem Unglücksfall aus den Fluten des Rheins zu retten, wurde das Verhältnis ein inniges und unauflösliches. Da Johanna vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten war, so hatte sie viele Feinde unter den Gläubigern; ihre freien Ansichten verwickelten sie überhaupt vielfach in Konflikte. Als Kinkel sich mit ihr verlobte, kündigte man ihm seine Hilfspredigerstelle auf, und so geschah durch Johanna, was ihm am meisten not tat — er brach mit der Theologie.

Im Mai 1843 vermählte sich Kinkel mit Johanna, und sein Haus wurde bald der Mittelpunkt jenes bunten Lebens und Treibens der rheinischen Poetenschaft, wie wir oben geschildert. In dem Kreise schöngestirter und freisinniger Männer

und Frauen wurden beide reich entschädigt für die Verfolgungen, die sie von den Gläubigen auszustehen gehabt hatten. In diesem sonnigen Leben, von dem einer aus der Poetengesellschaft, der es mitgelebt, singt:

„Es war, als stösse in Ewigkeit
Der rote Morgen um alle Höh'n“

inmitten einer herrlichen Umgebung an einem der schönsten Punkte des Rheins, an der Seite eines geliebten Weibes, im Kreise trauter und fröhlicher Freunde, trieb Kinkels poetischer Genius seine schönsten Blüten. Zunächst erschienen „Gedichte“; darauf aber kam das Epos „Otto der Schüz“, das Kinkel mit einem Schläge weithin berühmt machte und in die erste Reihe der lebenden Dichter stellte. In dieser poetischen Erzählung, die bis heute 44 Auflagen erlebt hat, erschien jene Formschönheit und Bilderpracht, die wir an Kinkels Dichtungen bewundern, am vollendetsten. Die hergebrachte Kritik in unseren Literaturgeschichten behauptet, daß jenes farbenprächtige Gedicht keinen „fesselnden Grundgedanken“ enthalte; indessen hat Kinkel den Grundgedanken selbst angegeben, indem er am Schlusse sagt:

„Es sang ein Mann des Rheins dies Lied,
Dem Minne Lust und Leid beschied;
Ihm war dies Lied ein Leidvertreib,
Er minnet selbst ein hohes Weib, —
Des eignen Herzens süße Sorgen
Hat er im schmuden Reim verborgen

Und lehr' uns diese Mär fortan:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!“

Also ist ein Grundgedanke vorhanden, allerdings, so gemeingültig hingestellt, ein unrichtiger, denn Kinkel gehörte wohl zu den wenigen Bevorzugten, die bis zu einem gewissen Grade ihr Schicksal selbst zu lenken vermochten, allein auf die Masse, die nicht vom eigenen Willen, sondern von der rasch wechselnden Zusammenwirkung der Verhältnisse abhängig ist, kann dies nicht zutreffen.

1845 erschien Kinkels „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“, die ihm einen dauernden Ruf gesichert hat. Von den übrigen Werken Kinkels sei noch eine unvollendete Dichtung: „Die Stadinger“, sowie das Drama „Rimrod“, das Buch: „Die Uhr, Landschaft, Geschichte und Volksleben“, dann die formischöne poetische Erzählung: „Der Grobschmied von Antwerpen“, die früher als Bruchstück und erst 1872 vollendet erschien, und die von den Literaturhistorikern als eine der besten deutschen Novellen anerkannte „Margarthe“ angeführt. Dazu kommen noch eine Menge von Facharbeiten aus der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte.

II.

„Raum, ihr Herren, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!“ Herwegh.

So mag's auch im Innern Kinkels getönt haben, als das „tolle Jahr“ 1848 mit seinen Märzstürmen hereinbrach. In das idyllische Treiben der Poetengesellschaft am Rhein schlug plötzlich der Donner der Kanonen hinein und der Lärm der Straßenkämpfe schlug an die Ohren, zu denen bis jetzt nur der regelmäßige Silbenfall wohlgesetzter Verse gedrungen war. Die meisten der Poeten konnten diesen Lärm nicht vertragen. Sie stoben in ihre Studirstuben und schlossen die Tür ab, wie der einsame Waldbewohner tut, wenn draußen das wilde Heer vorüberfährt. Die Simrock, die Kaufmann u. s. w., zartbesaitete Dichterseelen, wagten sich bei diesen Stürmen nicht hervor. Der „Mailäferbund“ starb beim ersten Hauch der Revolution.

Ander's lag die Sache bei Kinkel selbst, der durch den Einfluß seiner Frau der Politik nicht fern geblieben war. Statt ihren Gatten in die Rosenketten der Poesie, der Häuslichkeit und der Harmlosigkeit eines Dichterlebens unauflöslich zu verflechten, wie vielleicht ein egoistisches Weib getan haben würde, war die treffliche Johanna unablässig bemüht, ihren Gatten der öffentlichen Sache zu erhalten. Er warf sich in die politischen Stürme wie ein kundiger Schwimmer in die Brandung des

Meeres. In den Rheinlanden war damals eine ungemein starke sozialistische Bewegung, die von Köln aus geleitet wurde und zu der eine Menge bekannter und berühmter Namen zählten; es ist interessant zu beobachten, wie die beiden Dichter Freiligrath und Kinkel von dieser Bewegung erfaßt wurden. Kinkel trat an die Spitze der Bewegung in Bonn, wofür er einen Arbeiterbildungsverein ins Leben rief. Die von ihm redigirte „Neue Bonner Zeitung“ bezeichnete sich offen als „Organ der sozialdemokratischen Partei“, später gründete er auch ein Arbeiterblatt, das er nach dem römischen Gladiator und Revolutionär Spartakus benannte. Die Reden Kinkels aus jener Zeit zeigen, daß er in die sozial-ökonomischen Fragen sich nicht sehr vertieft hatte; namentlich geht das aus seiner Schrift: „Handwerk, rette dich!“ hervor.

Die Revolution riß den feurigen und ungestümen Agitator in ihre wildesten Wirbel hinein.

In die preussische Nationalversammlung wurde Kinkel nicht gewählt, wie dieser Tage häufig behauptet wurde, sondern die Stadt Bonn wählte ihn erst in die zweite preussische Kammer, nachdem die berliner Nationalversammlung aufgelöst war. Die zweite Kammer tagte vom 26. Februar bis 26. März 1849 und wurde aufgelöst, weil sie beschloffen hatte, daß der Belagerungszustand in Berlin aufzuheben sei. Kinkel hatte als „roter Republikaner“ — so bezeichnete er sich selbst — auf der äußersten Linken platz genommen, wo damals auch Lothar Bucher saß. In der Rede, welche der Minister Manteuffel für die Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes in Berlin hielt, wurden auch Äußerungen Kinkels auf dem demokratischen Kongreß in Berlin angeführt, die seine damals sehr radikalen Ansichten betätigten. Die Beredsamkeit Kinkels machte viel Aufsehen in der Kammer; als historisch interessant ist zu erwähnen, daß damals Kinkel auch mit — Herrn von Bismarck zusammengerieth. Der heutige Reichskanzler, damals mit Herrn von Kleist-Regow Führer der Konservativen in der preussischen Kammer, hatte der Demokratie in Aussicht gestellt, man werde sie mit Waffengewalt niederwerfen, worauf Kinkel mit dem Geist und dem Borne des Volkes drohte.

Nach Auflösung der Kammer lehrte Kinkel nach Bonn zurück und beteiligte sich an dem Zeughaussturm in Siegburg, und dann, nachdem seines Bleibens in Bonn nicht länger war, erschien er in der Pfalz, wo damals der Aufstand gleichzeitig mit dem badischen ausgebrochen war. Man sagt, seine Frau habe es freudig begrüßt, daß er sich entschloß, an dem Kampfe teilzunehmen. Kinkel trat als Gemeiner in die pfälzische Insurrektionsarmee ein. Der aus dem wiener Oktoberaufstand bekannte Jenner von Jenneberg, der auch in der Pfalz kommandirte, beschäftigte Kinkel mit Bureauarbeiten. Kinkel trat mit der pfälzischen Armee nach Baden über und fiel in einem Gefechte vor Kastatt, bei dem Dorje Winkel, durch einen Streifschuß am Kopfe verwundet, in die Hände der Preußen.

Der damalige Major von Noon, später preussischer Kriegsminister, der den badischen Feldzug im Generalstabe mitmachte, schrieb damals nach Berlin: „Kinkel ist verwundet in unsere Hände gefallen und leider nicht sogleich erschossen worden.“ Auch in der „Kreuzzeitung“ wurde angefragt, ob Kinkel denn noch nicht erschossen sei.

Die Todesurteile waren zu jener Zeit bei den preussischen Kriegsgerichten nicht selten; indessen hatte Kinkel bei dem Aufstande selbst keine hervorragende Rolle gespielt. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu lebenswieriger Festungshaft. In seiner Verteidigungsrede war es Kinkel gelungen, die Richter etwas milder zu stimmen; er sprach eben um sein Leben und entschaltete alle Kunst seiner Beredsamkeit. Am Schlusse seiner Rede kamen die Worte, die so vielfach zitiert worden sind:

„Wenn die Krone Preußens jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es der königlichen Hoheit unseres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwerte — denn anders wirds nicht — Deutschland in eins zu schmieden und groß und geachtet bei unsern Nachbarn hinzustellen, uns der innern Freiheit wirklich und dauernd zu ver-

sichern, Handel und Wandel wieder zu heben, die Militärlast, die jetzt zu schwer auf Preußen drückt, gleichmäßiger auf das ganze Deutschland zu verteilen und vor allem den Armen in meinem Deutschland, als deren Vertreter ich mich fühle, Brod zu schaffen: — gelingt das Ihrer Partei, nun, bei meinem Eide! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir teurer, als meine Staatsideale: ich würde einer der ersten sein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das deutsche Kaiserthum, es lebe das Kaiserthum Hohenzollern!“

Das Urtheil des Kriegsgerichts wurde von Friedrich Wilhelm IV. dahin abgeändert, daß Kinkel seine Strafe in einer Zivilanstalt verbüßen solle. Deshalb wurde seine Abführung nach dem Zuchthause zu Raugard in Pommern angeordnet. Von da mußte er nach Köln gebracht werden, um sich vor den Geschworenen wegen seiner Teilnahme am Siegburger Zeughaussturm zu verantworten. Infolge einer glänzenden Verteidigungsrede ward er freigesprochen, was ihn allerdings wenig rühren konnte. Bei dieser Gelegenheit sah ihn seine Frau wieder, und es kam zu jener bekannten Szene, bei der die Gensdarmen die sich umschlungen haltenden Ehegatten auseinander trieben.

Diesen Schicksalen des Dichters war man begreiflicherweise in ganz Deutschland mit mehr oder weniger Interesse gefolgt. Das Aufsehen aber war ein großes, als am 12. Oktober 1849 die „Nationalzeitung“ die Notiz brachte: „Professor Kinkel trägt in Raugard die graue Züchtlingsjacke und muß spulen!“

Allerdings ist das schon mehr politischen Gefangenen passirt; wenn aber bei Kinkel das Aufsehen ein so großes war, so kam es daher, daß sein Name von tausenden, die seine Dichtungen kannten, verehrt wurde. Zum andern war es gewiß ein furchtbare Zeichen der Zeit, einen so begabten Dichter wegen seiner politischen Tätigkeit auf lebenszeit zum Spulen verurteilt zu sehen.

Indessen war das ganze damals ein Irrthum und Adolf Strodman hat sein flammendes „Lied vom Spulen“ zur unrechten Zeit gedichtet. In Raugard hat Kinkel nicht gespult. Er wurde vielmehr dort von dem Anstaltsdirektor humaner behandelt als die Gefängnisordnung erlaubte; man ließ ihn Schreibereien besorgen, aber spulen mußte er nicht. Und das war der Grund, weshalb man ihn nach Spandau ver setzte und nicht ein mißglückter Fluchtversuch, denn dort traute man dem Direktor die nötige Härte zu. Im Zuchthaus zu Spandau hat Kinkel in der That spulen müssen. Ein Bild, das ihn bei dieser Arbeit darstellte, wurde in vielen tausenden von Exemplaren im Volke verbreitet.

In dieser traurigen Zeit hatte Kinkel außerhalb des Gefängnisses einen Freund, der tausend andere aufwog — seine Johanna. Diese Frau, mit ihrer männlich starken Seele, brachte ihre Zeit nicht mit Tränen und Klagen zu, sondern vom ersten Moment des Urtheils an war ihr Sinnen und Trachten nur auf den einen Punkt gerichtet, den so heiß geliebten Gatten, den Vater ihrer Kinder, zu befreien. Was manchem Manne unmöglich schien, gelang dieser Frau. Sie fand Mittel, mit ihrem Manne zu korrespondiren, und vor allem war es die tatkräftige Beihilfe von Karl Schurz, dem jezigen nordamerikanischen Staatsmanne, die zum Gelingen des Unternehmens führte. Schurz, selbst wegen Teilnahme an der badischen Revolution zum Tode verurteilt, mußte sich verborgen in Berlin aufhalten. Eine russische Baronin Brüning gab 2000 Taler zu der Sache her, ein Gefangenwärter wurde bestochen, und in der Nacht des 6. November entfloh Kinkel. Er kam glücklich nach Rostock, wo der Ruder Brodelmann ein eigenes Schiff für ihn hatte ausrüsten lassen, und war am 1. Dezember in England.

Manche Umstände dieser Flucht sind noch unaufgeklärt. Die russische Baronin mußte flüchten. Den Gefängnisinspektor, der in jener Nacht die Beamten hatte kneipen lassen, traf eine harte Gefängnisstrafe. Er ist vor mehreren Jahren gestorben und soll eine Rente bezogen haben. Von wem wissen wir nicht; im übrigen scheinen uns die verschiedenen unbestimmten Gerüchte, die über einzelne Umstände der Kinkelschen Flucht in Umlauf waren und sind, nicht zur Erwähnung an diesem Platze geeignet.

III.

„Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe.“

Freiligrath.

In England wohlwollend empfangen, war es Kinkel nicht gerade leicht, aber auch nicht unmöglich, sich eine Existenz zu gründen; von Dickens in einem warmen Artikel den Engländern empfohlen, bekam er bald so viele Schüler — denn er erhielt sich zunächst durch Unterrichtgeben — daß seine Existenz gesichert war. Johanna stand ihm tatkräftig zur Seite; sie gab Musikunterricht, wußte aber auch den Haushalt so trefflich einzurichten, daß sich beide wieder behaglich fühlten. Die vielen Enttäuschungen des Flüchtlingslebens beschrieb Johanna in ihrem nachgelassenen Roman: „Hans Jbeles in London“.

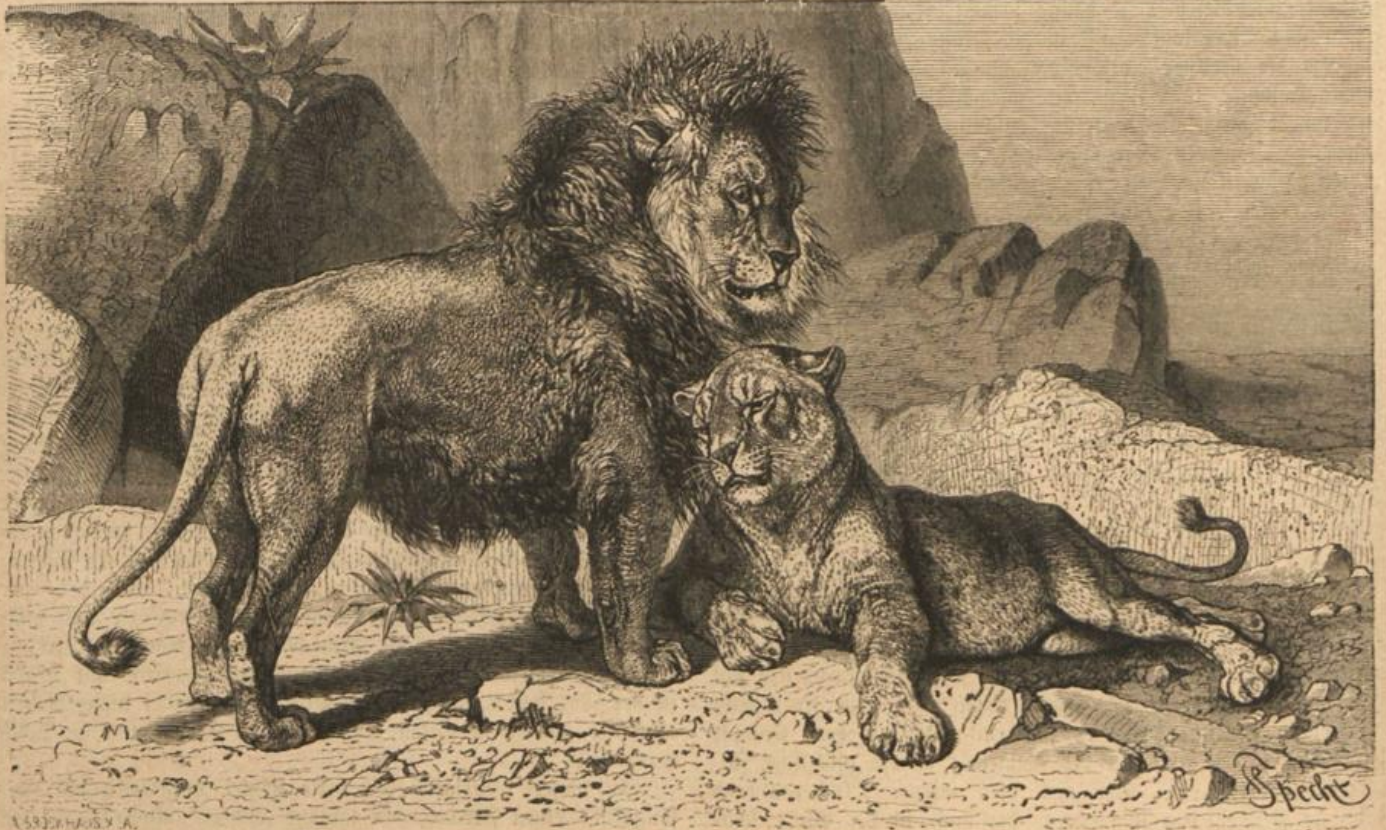
Die abenteuerliche Idee, eine Erhebung Deutschlands von England und Amerika aus zu bewirken, hatte auch in Kinkel

einen Anhänger. 1851 reiste er nach Nordamerika, um durch Vorträge Geld zusammen zu bringen. Er brachte auch eine nicht unbedeutende Summe zusammen, mußte sich aber gefallen lassen, von Freiligrath in dem sehr beißenden satirischen Gedicht:

„O Tezel, Tezel, nicht durch Abfahzettel
Wirfst du der Freiheit Feinde über'n Haufen“ —

wegen seiner Amerikafahrt verspottet zu werden. Die von Kinkel gesammelten Gelder wurden dem später von Dr. Ladendorff verwalteten „Revolutionsfond“ in Zürich einverleibt.

Die Vorlesungen, die Kinkel in London über deutsche Literatur hielt, waren von einem zahlreichen und gewählten Publikum besucht; die verbannte Familie begann sich in London heimisch zu fühlen, bis ein furchtbares Ereignis eintrat, der tragische Tod von Johanna Kinkel am 15. November 1858. Johanna stürzte eines Morgens aus dem Fenster auf die Straße hinab und blieb auf der Stelle tot. Dunkle Gerüchte, als habe Jo-



Löwe und Löwin der Verberei.

hanna aus Gram sich selbst aus dem Fenster geworfen, tauchten in den Flüchtlingskreisen auf, allein einen Anhalt dafür gab es nicht, und die gerichtliche Totenschau sprach sich gegen die Annahme eines Selbstmordes aus. Auch ergab sich bei der Sektion, daß Johanna's Herz sich um das doppelte vergrößert hatte. Das „hohe Weib“ ward in Englands Erde bestattet und Freiligrath rief ihr jenes herrliche Gedicht nach:

Zur Winterzeit, in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in der Fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.

Und hier ist deine Ehrenstatt,
In Englands wilden Blüten
Kein Grund, der besser Anrecht hat,
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh aus, wo dich der Tod gefällt,
Ruh aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzes Leichensfeld
Als hier im Land der Briten!“

So sah diese Frau das deutsche Land nicht wieder, während Kinkel, nachdem er sich wieder verheiratet, 1866 einem Rufe nach Zürich folgte, um am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich eine Professur der Archäologie und Kunstgeschichte zu übernehmen.

In dieser Stellung hat er auch bis zuletzt gewirkt und sich im Schweizerlande vollständig eingebürgert.

Er wäre gerne nach Deutschland zurückgekehrt, wie aus einigen seiner nachgelassenen und nun veröffentlichten Briefe hervorgeht. Aber vielleicht fühlte er sich in der Schweiz doch unabhängiger, wenngleich es Tatsache ist, daß er 1873 einen vergeblichen Versuch machte, eine Anstellung an der Straßburger Universität zu bekommen. 1866 hatte er sich mit der preussischen Politik, soweit sie ihm auf eine Einigung Deutschlands gerichtet schien, einverstanden erklärt und sich von der alten Demokratie losgesagt; er stellte sich damit auf die Seite jener spezifisch preussischen Demokratie, besser Fortschrittspartei, von der Biegler sagte, ihr Herz sei da, wo die preussischen Fahnen weheten. Aber was auf 1866 folgte, gefiel Kinkel nicht; er ist nicht mit dem „liberalen“ Schwarm gegangen, sondern Demokrat geblieben, denn später in einer Schweizer Versammlung, wo jemand die Annexion der Schweiz durch Deutschland verlangte, trat er heftig auf und sagte, in einem solchen Falle werde er selbst wieder zur Büchse greifen.

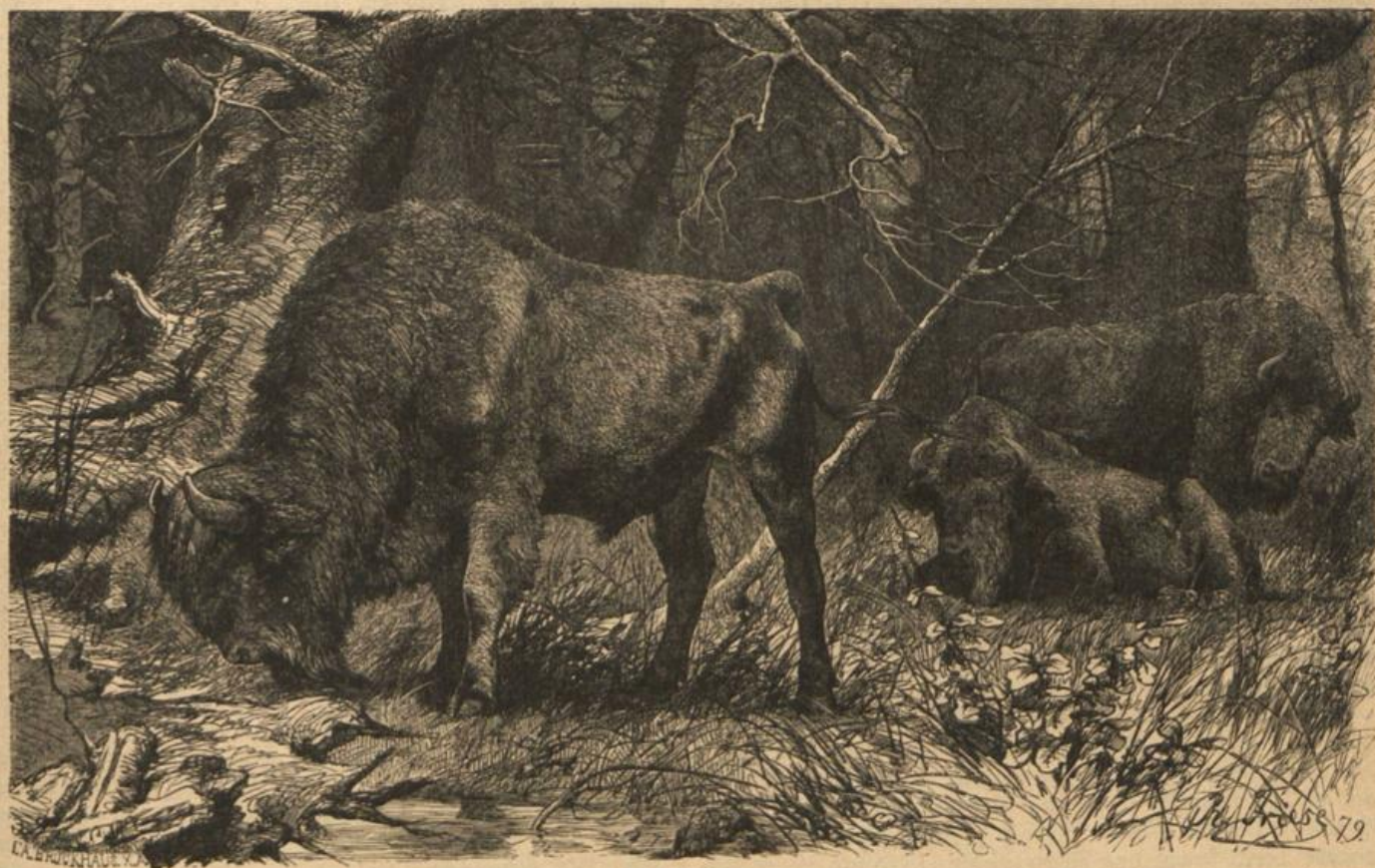
Von Zeit zu Zeit hielt er öffentliche Vorträge in Vereinen, seit er wieder nach Deutschland kommen durfte. Der Verfasser dieser Skizze hatte Gelegenheit, mehrere dieser Vorträge zu

hören und verließ sie stets voll Bewunderung für die Formengewandtheit des Redners. In dieser Beziehung werden Kinkel wenige gleichgelommen sein. Die goldene Pracht seiner Bilder, der stolze Bau seiner Perioden und die Schönheit der ganzen rhetorischen Form war überraschend und imponierend. Dazu der Wohlklang des Organs, mit dem er begabt war und die ganze sympathische Erscheinung. Wir sprachen ihn noch vor kurzer Zeit; die hohe Gestalt war trotz der 65 Jahre nicht gebeugt, und der Dichter schritt wie ein Jüngling so leicht und rasch einher. Nur das Haar war weiß geworden. In seinen Jugendjahren soll Kinkel eine ideal schöne Erscheinung gewesen sein.

In Untersträß bei Zürich hatte Kinkel sich ein behagliches und gastliches Heim eingerichtet. Ganz plötzlich nahte sich ihm der Tod; ein Schlaganfall raffte im November 1882 den noch so rüstigen Mann hinweg.

Fassen wir unser Endurteil zusammen, so haben wir mit einem Mann zu tun, dessen Dichter- und Künstlersseele uns zu

weich erscheint, um die Härten des politischen Kampfes mit antikrömischer Ruhe ertragen zu können. In den Zeiten des Sturmes war er ganz Leidenschaft und nur Leidenschaft, ein Zustand, auf den gewöhnlich ein Rückschlag folgt. Sein merkwürdiger Entwicklungsgang vom halb orthodoxen Theologen zum konstitutionellen Professor, von diesem zum roten Republikaner, von diesem zum Fortschrittsmann und bürgerlichen Demokraten — alle diese Schwankungen haben ihm auch Feinde gemacht, denn in der Politik werden Inkonsequenzen nicht so leicht verziehen. Man vergab sie ihm leichter als anderen, denn seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein Haß gegen alles Unrecht, seine stete Hilfsbereitschaft gegen Verfolgte aller Richtungen und seine sittliche Reinheit sicherten ihm eine allseitige Achtung. Aber in dem Politiker Kinkel liegt auch nicht die Bedeutung dieser Erscheinung; der Politiker Kinkel ist schon ziemlich vergessen gewesen und bei seinem Tode erinnert man sich wieder an die Affären von Siegburg, Raftatt und Spandau. Dauernd



Der Wisent.

gesichert aber ist das Andenken des Dichters und Gelehrten Kinkel; die schönen poetischen Gaben, die er seinem Volke gebracht, sind des Nachruhmes wert, und dem Dichter Kinkel wird Deutschland den Nachruhm auch nicht versagen.

Zwei Könige im Tierreich.

(Siehe Illustrationen.)

1. Der König der Wüste.

Wenn Freiligrath sein berühmtes Gedicht „Löwenritt“ mit den Worten beginnt: „Wüstenkönig ist der Löwe“, so dürfen auch wir diesen monarchischen Tropus adoptieren, ohne unserem demokratischen Bewußtsein zu nahe zu treten, obgleich wir richtiger mit Böppig, der das furchtbarste Raubtier, die großartigste Gestalt unter den Großkatzen am ansprechendsten beschrieben hat, Tyrann sagen würden, was übrigens auf eins hinauskommt. Es ist die Majestät des Schreckens und der Gewalt, die ihn umgibt. Nicht Stolz oder jener angedichtete

Edelmut, der in vielen alten Sagen einen falschen Glanz um den Löwen verbreitet, veranlassen seine imponierende Haltung, sie ist vielmehr der Ausdruck des Bewußtseins unbezwinglicher Kraft, des Selbstvertrauens, der Gewohnheit zu siegen. Tritt auch das Heimliche und Falsche des Kazencharakters etwas zurück, so fehlen doch die Hauptzüge desselben nicht; denn auch der Löwe bedient sich unter Umständen der schleichenden List. — Im Sumpfsrohr, im dichten Gestrüpp, in buschiger Felskluft oder auch in einer Höhle hat er sein Lager. Dort liegt er während des Tags meist im Schlaf und zwar gewöhnlich einsam, denn nur von der Paarung an bis zu einem gewissen Alter

seiner Jungen hält er sich zu seinem Weibchen. Sobald aber die Sonne untergegangen ist und der Abend dämmert, richtet das gewaltige Tier sich auf, und nun erschallt jenes aller Beschreibung spottende fürchterliche Gebrüll, das die Herden heulen macht und vor dem der Beduin im fernem Zeltort erschrocken verstummt. Nichts aus dem weiten Reich der Töne kommt diesem entsetzlichen Laut gleich, welcher den Mut und die Kraft des Mutigsten und Kräftigsten verkündigt. Erst dumpf rüchelnd, fast seufzend, schwillt er bald in langgezogenen Stößen an, bis er zuletzt donnergewaltig die Luft erfüllt. Raad „Donner“ nennt darum auch der Araber das Gebrüll des Löwen und ihn selbst heißt er Eshed, d. i. der Aufrührerregende. Denn sobald der erste Ton erdröhnt, bergen die Tiere der Wildnis sich angstvoll oder versuchen zu fliehen, denn sie wissen, daß der Löwe jetzt über meilenweite Strecken hin seinen Raubzug beginnt. Durch die dichteste Finsternis glüht sein stieres Auge, von Minute zu Minute nähert sich sein Gebrüll, endlich in einem ungeheuren Saß überspringt der Mächtige den acht, ja selbst zehn Fuß hohen, aus den stachlichsten Ästen der Mimosen gestochten dichten Dornenzaun des Pferchs, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner Pranken fällt ein zwei-jähriges Kind, das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandlosen Tier die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier; mit dem Schwanz peitscht er die Luft. Nun tritt er seinen Rückzug an. Die ungeheure Kraft des Tiers zeigt sich ganz besonders beim Fortschaffen der Beute. Man bedenke, was dazu gehören will, mit einem Kind im Nacken über einen breiten Graben oder einen sechs, acht, ja zehn Fuß hohen Baum zu setzen. Aber der Rücksprung gelingt ihm. Brehm sah eine neun Fuß hohe Scriba (Pferch), über welche der Löwe mit einem zwei-jährigen Kind im Nacken hinweggesetzt war. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem entfernten Lager zu. Erst nach Abzug des Löwen atmet alles Lebende im Lager freier auf. Der Hirt ergibt sich gefaßt in sein Schicksal, er weiß, daß er in dem Löwen einen Herrn erkennen muß, der ihn nach Belieben brandschatzt, als hätte er ein historisches Recht dazu. — Wo der Löwe der Herde nicht näher zu kommen vermag, belauert er den Eber, jagt er die Antilope, schleicht er der Karawane oder dem räuberischen Kabylen nach. Oft folgt ihm dabei in scheuer Ferne der Schakal, der von den Resten des Königsmahls sich sättigt. — Daß der Löwe den Menschen nicht angreife, ist Fabel; wenigstens wagt bei Nacht kein Araber allein und ohne Waffe sein Lager zu verlassen. Katzenartig duckt er sich zum Sprunge, der bis zu einer Weite von vierzig Fuß seines Zieles sicher ist und mit einem Schlage seiner Pranken streckt er das galoppierende Pferd sammt dem Reiter nieder. Inbessenen ist es doch verhältnismäßig selten, daß der Mensch vom Löwen angegriffen wird; die hohe Gestalt und der energische Blick scheint der Bestie zu imponiren. In Sudan wenigstens, wo der Löwe häufig vorkommt, sind so gut als gar keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Den Krotodilen, ja selbst den Hyänen fallen dort weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein, doch wird die Schuld den Kaffern zugeschrieben, die beständig miteinander in Fehde leben und die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde da liegen lassen, wo das tödtliche Geschloß sie ereilt. Der Löwe, der einen solchen frischen Leichnam findet, läßt sich denselben schmecken, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so wird er ein „Mannesser“, wie die Kaffern ihn dann nennen. Diese versichern, daß solche menschenfressende Löwen auch nicht selten mitten unter die Lagerfeuer stürzen und den einen oder andern der schlafenden Männer ohne weiteres mit sich nehmen. Merkwürdigerweise zeigt der Appetit des menschenfressenden Löwen eine Vorliebe für die dunkle Rasse. Die Hautfarbe allein gibt schwerlich den Ausschlag, es müssen vielmehr chemische Agentien wirken, etwa die Ausdünstung. — Andererseits wird behauptet, daß wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, nicht

leicht von ihm angegriffen wird, und daß schließlich der Löwe die Flucht ergreift, namentlich wenn es ein Löwe ist, der noch niemals mit einem Menschen gekämpft hat. Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuß, um den Flüchtigen einzuholen. Am wenigsten sollen Kinder von dem Löwen zu fürchten haben.

Daß ein solches Tier, welches unter den Herden so große Verheerungen anrichtet und auch das Menschenleben bedroht, Gegenstand eifriger Verfolgung wird, begreift sich von selbst. Aber diese Jagd ist äußerst gefährlich, und der Jäger, der es mit ihm wagt, kann jederzeit darauf rechnen, seinen letzten Gang zu tun. Unter den Europäern ist der Franzose Jules Gérard als Löwenjäger zu hohem Ruf gelangt; die Araber selbst verehren ihn fast wie einen Minotaurusjäger. Er hat auf eigene Hand fünf und zwanzig Löwen erlegt und die anschaulichste, lebendigste Beschreibung des kühnen Dramas gegeben. Gewöhnlich beschleicht ein ganzer Stamm von Beduinen wohlbewaffnet und vorsichtig den Lagerplatz des Tieres, den die breite Fährte verrät. Ex ungue leonem „aus der Klaue den Löwen“ heißt es hier wörtlich, denn wenn die ausgespreiteten Finger einer Manneshand die Spur nicht decken, so weiß der Araber, daß er es mit einem volljährigen männlichen Löwen zu tun haben wird, im Gegenteil erkennt er an der kleineren Fährte die Löwin oder das Junge. Das seltsame Tier erwacht inzwischen, denn es hat die Bewegung des Feindes gehört. Es hebt den majestätischen Kopf schnell empor, sträubt die Mähne und antwortet mit einem markerschütternden Gebrüll auf das herausfordernde Geschrei der Araber. Diese haben sich in große Gruppen verteilt, schießen ins Gebüsch und schmähen den Trägen. Da tritt der Löwe hervor und rings wirts schreckensstill; aber jede Hand liegt am Gewehr. Er bleibt stehen, mit wutfunkelnden Augen die Gegner messend, die sich so dicht aneinander drängen, daß ein Burnus sie bedecken würde; dann wandelt er großendstolzen Schritts an den Feuerröhren einher, peitscht mit dem Schweif die Erde, so daß sie stäubt und verkündet mit einem neuen entsetzlichen Gebrüll den Talbewohnern die Schlacht, die sich nun entspinnt. Oft auch duckt er sich zum Sprunge und schmieg die gewaltige Gestalt so dicht an den Boden, daß nur der Kopf aus dem dunklen Mantel der Mähne hervordroht. In diesem Augenblick gilt es, den Meisterschuß zu tun. Auf einen Ruf des ältesten unter den Beduinen krachen dreißig Gewehre, und war das Glück günstig, so rollt sich das riesige Tier wie eine Schlange unter dem mörderischen Regen und stirbt ohne Klage. Aber nur selten wird der Löwe so getroffen. Meist reizen ihn die Wunden zur rasendsten Wut, und er stürzt mitten in den Haufen der bleichen Männer, dem einen ein Auge, dem andern einen Arm ausreißend und über einen dritten mit einem Schrei sich herwerfend, der das Blut erstarren macht. Dies ist der furchtbarste Augenblick. Den Vorderfuß auf die Brust seines Opfers gestemmt, den Schweif hochaufschwingend, die Mähne wild gesträubt: so steht er triumphirend da. Von Zeit zu Zeit streicht er seine große rauhe Zunge über den Sterbenden, dann zieht er die Rippen zurück und beleckt das Gebiß. Unterdessen haben die Freunde des Unglücklichen die Mutigsten in der Schaar zur Rettung aufgefordert, und sie gehen in dichter Reihe, das Gewehr angelegt, den Finger am Drücker, auf den Löwen zu, der sie kommen sieht und erwartet. Aber um den zu Rettenden nicht zu töten, gilt es, dem Tiere ganz nahe zu kommen, ehe ein Schuß getan wird. Gewöhnlich opfert sich ein Verwandter, der allein zu dem Löwen tritt und die andern Jäger etwa zwanzig Schritte hinter sich zurückläßt. Schwinden dem Löwen allmählich die Kräfte, so zermalmt er den Kopf des Mannes, der unter ihm liegt, und zwar in dem Augenblicke, als er das Rohr des Gewehrs zu seinem Ohr sich senken sieht. Dann schließt er die Augen und erwartet den Tod. Fühlt er sich dagegen noch stark, so beeilt er sich, den Jäger in seinen Klauen zu töten, um sich auf den Verwegenen stürzen zu können, der jenem zu Hülfe zu kommen wagt. — In Indien wird die Jagd der Löwen und Tiger zumeist in der Weise betrieben, daß die Jäger auf Elephanten sitzen. Nicht selten ereignet es

sich, daß der verwundete Löwe nach dem Träger in die Höhe springt, wobei der Elefant durch die Schwere des Raubtiers zu Boden geworfen und der Jäger dem Zorn des wütenden Tieres unterliegt. — Außer dieser eigentlichen Jagd gibt es noch andere Weisen, sich des Löwen zu bemächtigen oder ihn zu erlegen. Die Buschmänner belauern den Schlafenden und schießen ihn vom Gipfel eines Baumes herab mit vergifteten Pfeilen. Andere Stämme fangen ihn in Gruben, in denen er dann unter zahllosen Flintenschüssen der Männer und unter den Steinwürfen der Weiber langsam verendet. Kühne Beduinen erschleichen auch wohl in Abwesenheit der Löwen das Lager derselben und stehlen die Jungen, die sie in ihren Burnus wickeln, damit sie keinen Laut von sich geben können. — Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Schon die alten Kulturvölker haben vielfach gezähmte Löwen gehalten und, wie altägyptische Abbildungen dartun, sie sogar zur Jagd abgerichtet. Der Karthager Hanno war der erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Aber er mußte es mit Verbannung büßen, weil man behauptete, wer einen Löwen zähme, strebe auch nach Unterwerfung seiner Mitbürger. Marcus Antonius fuhr nach der pharisäischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. In neuester Zeit hat der verstorbene König Theodoros von Aethiopien den Beweis geliefert, daß die Zähmung der Löwen möglich ist, denn er hatte vier derselben fortwährend um sich und ging mit ihnen spazieren. Brehm besaß eine gezähmte Löwin, welche ihm wie ein Hund folgte und ihn bei jeder Gelegenheit liebte. Sie spielte mit allen Tieren auf dem Hofe und nur zweimal kam das Raubtier in ihr zum Durchbruch, indem sie einen Affen und einen Widder, mit denen sie vorher gespielt hatte, tötete und fraß. Einmal fing sie sich einen kleinen Negerknaben, doch konnte Brehm den Bedrängten leicht befreien, da sie sich gegen ihn niemals widerpenstig zeigte. In Kairo konnte Brehm, sie an der Leine führend, mit ihr spazieren gehen. Sie kam nach Berlin, und als sie Brehm nach zwei Jahren wieder besuchte, wurde er augenblicklich von ihr erkannt. — Bei den grausamen Tierkämpfen der Römer wurden eine Menge Löwen zu gleicher Zeit in die Arena gelassen, und die römischen Halbbarbaren, diese Affen der Griechen, ergötzen sich an der Wildheit und Grausamkeit der Bestien. Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Diktator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus aber ließ sechshundert und Julius Cäsar vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichteres Mittel. Er warf dem Löwen seinen Rock über dem Kopf, was den König der Tiere so verblüffte, daß er sich ruhig fangen ließ. Schon zu Marc Aurels Zeiten waren die Löwen so bezimert, daß er nur noch hundert zusammenbringen konnte. Die im Mittelalter in Aufnahme gekommenen Löwen- und Bärenzwinger dienten nur den grausamen Gelüsten der vornehmen Herren. Aus diesen entwickelten sich dann die Menagerien und teilweise schon hier, namentlich aber in den zoologischen Gärten bekundet sich eine humanere Behandlung der Tierwelt. Doch in der Mehrzahl der auf Jahrmärkten und Volksfesten herumziehenden Menagerien sind die Tiere in ihren engen Käfigen zu Krüppeln geworden und einer lebenslänglichen Tortur verfallen. Seit etwa 20 bis 30 Jahren, wo man begann, die Tiere nach den natürlichen Grundbedingungen ihrer Existenz aufzuziehen, hat man mit der Aufzucht günstigerer Resultate erzielt als früher. Die größten Erfolge bei der Aufzucht von Raubtieren hat Schöpff, der Direktor des dresdner zoologischen Gartens gehabt. Auch Bodinus in Berlin, Schmidt in Frankfurt, Funk in Köln und van Bemmelen in Amsterdam, haben nicht unbedeutende Erfolge erzielt. Ihnen haben sich dann die Menagerien angeschlossen und heute sind diese Anstalten beinahe imstande, ihren Bedarf durch die Aufzucht zu decken. — Die Lebensdauer des Löwen ist beträchtlich. In Paris hat ein Löwe 40, in London ein Löwe von Gambia 63, und der be-

rühmte Löwe Pompejus, der 1760 in London starb, 70 Jahre erreicht. Wenn sie schon im engen Käfig so alt werden, so wird ihre Lebensdauer in freier Natur ungleich länger sein.

Aus dem Umstand, daß man im Diluvium mehrfach bei uns die Schädel des Höhlenlöwen fand, und aus der Erwähnung eines Löwen im Nibelungenlied, den Sigfried in den Vogesen erlegte, geht zureichend hervor, daß der Löwe in früheren Zeiten in unsern Gegenden existiert hat. Darauf weisen auch die Städtenamen wie Lyon, Leonberg, Löwenberg, Löwen, Löwenstein, Löwenburg u. a. hin. Gegenwärtig ist es Afrika, das die meisten Löwen beherbergt; sie finden sich ferner in Persien und Indien. Der Löwe der alten Welt (*Felis leo* L.) kommt in mehreren Arten vor. Für den schönsten und furchtbarsten gilt der dunkelfarbige der Berberei, mit prachtvoller Mähne und schwarzer Schwanzquaste. Der Löwe vom Cap ist hellgelb, nur Mähne und Bauchbehang sind stets dunkel. Der Löwe vom Senegal hat eine schwächere Mähne, die an Brust und Bauch ganz aufhört. Der persische Löwe ist kleiner und trägt eine Mähne, welche aus braunen und schwarzen Haaren gemischt ist. Bei sämtlichen genannten Arten ist nur das Männchen bemäht, das kleinere Weibchen unbemäht. Nicht so der Löwe von Guzerate in Indien, der durch Kapitän Smee entdeckt worden ist. Er ist etwas kleiner als der afrikanische und am ganzen Leib gleichmäßig rötlich-fahlgelb, nur die starke Schwanzquaste ist weiß. Die Mähne ist bloß angedeutet und kaum nennenswert. Durch Anzündung der ausgedehnten Dschungeln (niedere Gras- und Schilfdickichte), welche in Guzerate weite, menschenleere Strecken einnehmen, aus seinem Aufenthaltsort vertrieben, fällt er in bewohnte Gegenden ein und richtet unter den Herden furchtbare Verwüstungen an.

Auch Amerika hat seine Löwen, aber sie sind Zwerge, wahre Kinder im Vergleich zu dem gewaltigen Verwandten in Afrika. Der größte von ihnen verhält sich zu dem altweltlichen Löwen wie sich der Tapir zum Elephanten verhält. Ihm fehlt der Herschermantel, der sich um des eigentlichen Löwen Schulter schlägt. Nur in seiner Färbung zeigt er einige Aehnlichkeit mit dem „Würger der Herden“ und deshalb ist ihm von den Gaucho's der Name Leon geworden, den unsere Tierchausteller passend mit Silberlöwe wiederzugeben pflegen. Die Naturgeschichte nennt ihn gewöhnlich Puma oder Cugar, Linné hat ihm den wissenschaftlichen Namen *Felis concolor* gegeben.

Die Gestalt des Löwen in seiner furchtbaren Schönheit ist seit alten Zeiten ein dankbarer Stoff für Plastik und Malerei gewesen. Seine Formen sind trotz gedrunken und straffer gespannt als die sich geschmeidig windenden Gestalten des Tigers und des Leoparden. Vorzüglich schön ist der kolossale Kopf im Schmuck der wallenden Mähne. Seine breite Stirn, viereckig und gradabfallend, gleicht einer ehernen Tafel. In der Mitte leicht vertieft, schwillt sie in der Gegend der Augenbrauen an; aus dieser „Wolke“, wie Aristoteles sich treffend ausdrückt, droht sein majestätischer Zorn. Das Gebiß ist von der Weiße des Elfenbeins, die Klauen ebenholzscharf. Der zwei Fuß lange Schweif mit der schönen Quaste gibt der Gestalt einen prächtigen Abschluß. Aber auch die Poesie hat den Löwen zu ihrer Lieblingsfigur in der Tierwelt ausersehen. Schon Homer verwendet ihn zum Gleichnis für seine Helden:

Wie ein Löwe
Grimmvoll naht, den zu töten entbrannt, die versammelten Männer
kommen, ein ganzes Volk; im Anfang stolz und verachtend
wandelt er, aber sobald mit dem Speer ein mutiger Jüngling
traf, dann krümmt er gähnend zum Sprunge sich, und von den Zähnen
nimmt ihm Schaum und es sieht sein edles Herz in dem Wujen.
Dann mit dem Schweif die Hüften und mächtigen Seiten des Bauches
geißelt er rechts und links, sich selber anspornend zum Kampfe.

Noch häufiger begegnet er uns in der Bildersprache der Hebräer. In der Poesie der Bibel (des sogenannten alten Testaments) wird er gegen 130 mal genannt, und sie besitzt für ihn eine Menge Namen, je nach Geschlecht und Alter, und auch für das Brüllen des Löwen hat sie vier verschiedene Ausdrücke. Nicht nur der Held oder der siegreiche Stamm, Jehova selbst

wird vom Poeten (vulgo Propheten) mit dem Löwen verglichen, z. B. Jesaja: „Gleichwie der Löwe brüllt und der Junglen knarrt bei seiner Beute, gegen welchen der Hirten Menge sich schaart: vor ihrem Lärm zagt er nicht und vor ihrem Hausen wird er nicht mutlos; so wird Jehova herabkommen zu streiten auf dem Berge Zion.“ —

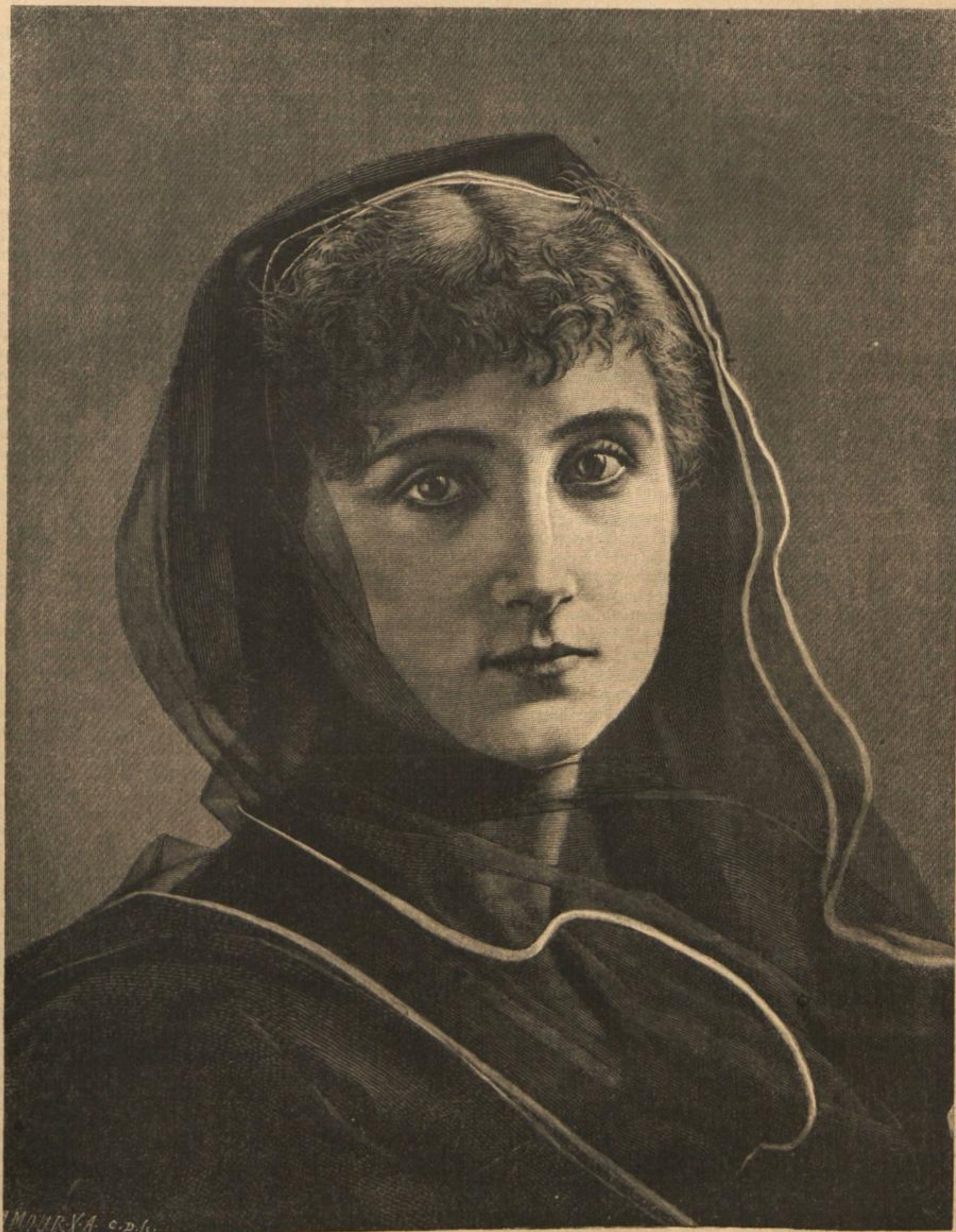
2. Der König des Waldes.

So dürfen wir das größte und mächtigste Säugetier des europäischen Festlandes nennen, den Wisent oder europäischen Bison (*bos bison*), den wir neben dem Löwen unsern Lesern in einem trefflichen, gleichfalls der „Illustrierten Naturgeschichte der Tiere“ von Martin (Leipzig, Brockhaus) entlehnten Bilde vorführen. Man heißt ihn auch (aber fälschlich) Auerochse, indem man nach dem Aussterben des eigentlichen Ur- oder Auerochsen dessen Namen auf ihn übertrug. Der Leser möge sich das Porträt dieses gewaltigen Wildstiers, das eine eigene Sippe in der Familie der Stiere bildet, recht genau ansehen, denn einen leibhaftigen Wisent wird er nicht leicht zu sehen bekommen, er müßte sich denn nach Lithauen begeben, denn nur dort, in dem circa 17 Quadratmeilen großen Walde von Bialowicza, hat das von den Polen Zubr genannte Tier seine letzte Heimstätte gefunden. Die Könige und Großen des Reiches Polen und Lithauen und später der russische Zar wollten das immer seltener gewordene Tier vor ganzlichem Aussterben bewahren, was sie im vorigen Jahrhundert durch Umzäunung des genannten Waldes bewerkstelligten. Nur hier lebt noch dieses furchtbare und stolze Geschöpf, gegenwärtig in 700 bis 800 Exemplaren, von der übrigen Erde ist es ausgerottet und bloß am Kaukasus soll es noch vereinzelt vorkommen. Eine kleinere Reservation des Wisent hat der Fürst von Pleß auf seinen großen Gütern in Oberschlesien gegründet, welche ganz erfreuliche Fortschritte macht. In früheren Zeiten war das anders. Da war der Wisent fast über ganz Europa und einen großen Teil Westasiens verbreitet. Zur Zeit der alten Griechen war er in Pannonien oder dem heutigen Bulgarien häufig; in Mitteleuropa fand er sich fast überall und selbst im südlichen Schweden kam er vor. Nach dem Nibelungenlied erschlug ihn Siegfried im Wasgau. Aristoteles, der ihn *Bonassus* nennt, beschreibt ihn eingehend. Plinius führt ihn unter dem Namen *Bison* auf und gibt Deutschland als seine Heimat an. Calpurnius beschreibt ihn um 282 n. Chr., die *leges Alemannorum* erwähnen ihn im 6. und 7. Jahrhundert. Zu Karl des Großen Zeiten fand er sich noch im Harz und im Sachsenland, um das Jahr 1000, nach Ekkehard, als ein bei St. Gallen vorkommendes Wild. Um 1373 lebte er noch in Pommern, im 15. Jahrhundert in Preußen, im 17. in Ostpreußen zwischen Tilsit und Labiau und im 18. noch in Siebenbürgen. Sehr viele Ortsnamen in Deutschland sind auf das Vorhandensein des Wisent (wie des Ur) begründet. Der letzte Wisent Deutschlands erlag 1755 in Ostpreußen den Kugeln eines Wilddiebs. — Der österreichische Gesandte Heberstein, welcher den Wisent 1517 in Lithauen antraf, beschreibt ihn folgendermaßen: „Die Bisonten haben eine Mähne, Zotteln auf Rücken und Schultern und einen vom Kinn herabhängenden Bart. Die Haare riechen nach Moschus; der Kopf ist klein, die Augen dagegen sind groß und wild, gleichsam brennend, die Stirn ist breit. Die Hörner sind meist so weit von einander und ausgestreckt, daß der Raum zwischen beiden gut drei hineingestellte starkbelebte Menschen fassen kann. Auf dem Rücken selbst erhebt sich gleichsam ein Höcker, welcher nach vorn und hinten abfällt.“ Diese Beschreibung ergänzen wir durch folgende Notizen. Die Länge ist etwa 2,50, die vordere Höhe 1,60 Meter, der bis ans Schienbein reichende bequastete Schwanz hat eine Länge von 45 Centimeter. Ein in Preußen 1565 erlegter Wisent soll 950 Kilo Gewicht erreicht haben. Die Haare sind lang, dicht und braun gefärbt. Die Behaarung am Hinterteil ist wollig. Die Brust, wie das ganze Vordertheil ist mächtig entwickelt. Die Kuh ist kleiner,

bedeutend schwächer und feiner gebaut und hat kürzere Hörner. Die Nahrung besteht in Gras, Moos, Rinde oder Blättern von Laubhölzern, während er Nadelhölzer merkwürdigerweise nicht anrührt. — Das Naturell des Tieres ist seiner Größe angemessen. Von Natur scheu, vermag es sich, da sein Gehör- und Geruchssinn äußerst ausgebildet sind, vor dem herannahenden Menschen gewöhnlich noch rechtzeitig zurückzuziehen. Wenn er jedoch überrascht wird, so erwacht das Bewußtsein seiner Kraft und trotzig schaut er dem Menschen entgegen, den er mit Wut und Ingrimme empfängt, doch ruhig vorbeiziehen läßt, wenn dieser seinen Zorn nicht weiter reizt. Wird er dagegen in Zorn gebracht, so streckt er die bläulichrote Zunge lang heraus, rollt das gerötete Auge, sein Blick wird furchtbar und endlich stürzt er mit beispielloser Wut auf den Gegner und kämpft, so lange noch ein Funke Leben in ihm ist. Solchem Kampfesmut gegenüber ist es erklärlich, daß die Jagd auf den Wisent von jeher zu den ritterlichen Übungen gehört hat. Diese Jagd wurde zur Zeit Hebersteins in Lithauen noch ohne Feuerwaffe ausgeführt. Man trieb die Bisonten mit Hunden aus ihrem dunkeln Waldesdickicht heraus in ein mit starken aber einzeln stehenden Bäumen besetztes Gehölz, in welchem die mit Lanzen bewaffneten Jäger sich versteckt hielten. Ramen nun die Bisonten in den Bereich der Jäger, so sprangen diese hinter den Bäumen hervor und stießen den Tieren die Lanze in den Leib. So viel persönlicher Mut, Kraft und Geistesgegenwart, als diese Jagd erforderte, gehört freilich zu der gegenwärtig üblichen Wisentjagd nicht, welche von Zeit zu Zeit der Schutzherr der Wisents, gewöhnlich mit viel Gepränge, abhält.

Die Brumzeit fällt gewöhnlich in den August, manchmal auch erst in den September und währt zwei oder drei Wochen, während welcher Zeit ernste Kämpfe unter den Stieren stattfinden. Rasend stürzen sie aufeinander los und prallen derart mit den Hörnern zusammen, daß man glaubt, beide müßten unter der Wucht des Stoßes augenblicklich zusammenbrechen. Allein ihre Stirn hält den kräftigsten Stoß aus und die Hörner sind so biegsam, als wären sie aus Stahl.

Ueber den Fang des Wisents hat Dimitri Dolmatow, Aufseher der kaiserlichen Wälder der Provinz Grodno, im Jahre 1849 in einer englischen Zeitschrift eine sehr lehrreiche Schilderung gegeben. Der Kaiser hatte der Königin Viktoria zwei lebende Wisents für den Tiergarten in London versprochen und gab deshalb den Befehl, daß einige der seltenen Tiere gefangen würden. Zu diesem Zwecke wurden 300 Treiber und 80 Jäger aufgeboden, welche das einsame Tal umstellten, in welchem sich eine Wisentherde aufhielt. Behutsam vorgehend gelangen dieselben bis ganz in die Nähe der Tiere, welche durch blinde Schüsse, Hörnerschall und Hundegebell plötzlich aufgeschreckt, davonrannten und sieben Kälber, worunter drei weibliche, in die Gewalt der Feinde gelangen ließen. Sie waren meist noch so jung, daß man ihnen Kühe als Ammen geben mußte. Ein etwa 15 Monate alter Stier erwies sich anfänglich als ungeberdig, wurde jedoch nach zwei Monaten ziemlich zahm. Noch leichter fügten sich die jüngeren Gefangenen, welche bald gegen ihre Pfleger eine große Zuneigung gewannen. Im übrigen erwies sich ihre Verpflegung nicht schwierig. — Man hat beobachtet, daß die Wisents in der Gefangenschaft sich stärker vermehren als im Freien und kennt Beispiele von Wisents, welche es 20 Jahre im engen Gewahrsam ausgehalten haben. Niemals hat man aber noch eines dieser grimmigen, blindwütenden Geschöpfe wirklich zähmen können. So leutselig sie sich auch in der Jugend betrogen, mit zunehmendem Alter brach ihre rasende Wildheit immer hervor und nicht einmal die Wärter dürfen ihnen ganz trauen. Unendliche Mühe erfordert es, einen durch mehrere Jahre in der Gefangenschaft gehaltenen Wisent an einen andern Ort zu bringen. Eine Kuh, welche in einen andern Raum geschafft werden sollte, wurde durch zwanzig starke Männer an dicken Seilen, die ihr um den Kopf gebunden waren, festgehalten, eine einzige Bewegung des Tieres aber war genügend, alle Leute mit einem Ruck zu Boden zu werfen.



Galerie schöner Frauentöpfe: Im Domino.

Ein Naturvolk im Kaukasus.

Von A. M.

Es ist eine vielfach zutage tretende Erscheinung, daß von den Fluten der Völkerbewegung, heute wie vor Jahrtausenden, sich schwächere und unterliegende Volksstämme in abgelegene, schwer zugängliche Gebirgstäler flüchten, dort als ehrwürdige Reste ehemaliger Völkerschaften sich erhalten und trotz der nivellirenden Zeit alte Sitten, Gebräuche, Lebensgewohnheiten bewahrt haben. Fast in jedem Gebirgslande Europas finden wir infolge der natürlichen Abgeschlossenheit bei den Bewohnern Abweichungen in Tracht, Sprache, Bauart der Wohnungen u. gegenüber denen des Flachlandes, nicht minder allerhand Altertümer, alte Gefäße, Waffen, Münzen und dergl., die dort im sichern Hafen der Verborgenheit ruhen.

Derartige Völkertrümmer treten uns in den Pyrenäen, in der Bretagne, in Portugal, in den schweizer Alpen sowie in Dalmatien, vorzüglich aber in dem durch Birchows neuerliche Mitteilungen erhöhte Interesse beanspruchenden Kaukasus, der sagenreichen europäischen Völkerwiege, entgegen; so die Abchasen, trotz ihrer Anzahl ein ganz isolirter Volksstamm, Reste der Udiner, Abichin u.

Ueber ein solch vereinzelt, jetzt unter russischer Herrschaft sich befindendes Völkchen im Kaukasus geben die „Mitteilungen der kaukasischen Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft“ interessante Aufschlüsse. Das kaukasische Alpenland ist eine Gebirgsmasse von ganz eigentümlich plateauartiger Bildung. Während in anderen Alpenländern verhältnismäßig breite Täler den Gebirgsklöften anliegen, finden wir hier terrassenförmige Hochflächen von bedeutender Erhebung, welche von schmalen, tief eingerissenen, von wilden Gebirgswässern durchrauschten Talspalten durchschnitten, den Verkehr hemmen und die Zugänglichkeit des Gebirgs erschweren. Diese Gestaltung des Gebirges hat der Eroberung durch Rußland größere Schwierigkeiten bereitet, als die Tapferkeit der Gebirgsvölker. Nur in der Nähe der höchsten Gebirgsknoten, zwischen Elbrus (5660 Meter = 17 425 par. Fuß) und Kasbek (5042 Meter = 15 524 par. Fuß) gibt es breitere Täler im Quellgebiet der Flüsse Teret und Kuban.

Aus der Vereinigung der auf dem westlichen Abhange des Elbrus entspringenden kleinen Gebirgsflüsse Ulu-Kam und Utschulan, bei dem gleichnamigen Aul (tartarische Dorfschaft), entsteht der Kuban, der in nördlicher Richtung die kaukasischen Vorberge durchschneidet. Die Täler der genannten Flüsse werden bis etwa 45 Kilometer nach ihrer Vereinigung von einem Bergvolke tartarischer Abstammung bewohnt, den Karatschajern, die in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts der russischen Herrschaft unterworfen wurden. Wenn auch ihre Unterwerfung unter Rußland und die russischen Gesetze offiziell eine Aenderung in den innern Einrichtungen bedingte, so sind doch in der That ihre Sitten und Gebräuche durchaus unverändert geblieben.

Auf Anordnung der russischen Regierung wurde die zu dicht gewordene Bevölkerung nach andern Nebenflüssen des Kuban, dem Daut, der Teberta und Mara angesiedelt, so daß außer den ursprünglichen Auls Chursul, Utschulan und Kart-Dschurt, noch die Aule Daut, Dschaslud und Teberta entstanden, wodurch nunmehr das ganze obere Stromgebiet des Kuban bis zum Chumara, an der Einnübindung des gleichnamigen Flusses, von den Karatschajern bewohnt wird, die nach offiziellen Angaben etwa 21 000 Köpfen stark sind.

Wann die Karatschajer, deren tartarische Abstammung unzweifelhaft, ihre jetzigen Wohnsitz eingenommen haben, ist ungewiß; sicher dagegen, daß sie in geschichtlicher Zeit eingewandert sind. Sie selbst erzählen, daß sie in grauer Vorzeit aus einer der Krym benachbarten Gegend — wahrscheinlich am nördlichen Ufer des asowschen Meeres — gedrängt durch zahlreichere und stärkere Horden, ausgewandert und zunächst am Tschis, einem Nebenflusse des großen Selindschud (am nördlichen Abhange des Kaukasus) sesshaft geworden seien. Die fortwährenden Angriffe

und Feindseligkeiten der umwohnenden Abchasen zwangen sie jedoch weiter zu wandern, und so gelangten sie auf ihrem Zuge nach Osten, auf die Ostseite des Elbrus, wo sie am oberen Laufe des Wakhan ihre Wohnsitz e aufschlugen; von dort seien sie — wahrscheinlich aus gleichen Ursachen — vor einigen Jahrhunderten, unter Führung eines noch sagenhaften Mannes Kartscha auf die Westseite des Elbrus in ihre jetzigen Wohnsitz e gelangten, deren Unzugänglichkeit ihnen hinreichenden Schutz gegen feindliche Angriffe boten, gleichzeitig auch durch ihre Abgeschlossenheit die Bewahrung ursprünglicher Sitte und Gebräuche ermöglichten.

Ihre ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen sind durchaus patriarchalisch, wodurch manche Härten gemildert werden. In drei gesonderte Stände ist die Bevölkerung eingeteilt: die Ältesten oder Fürsten, die Usden (freie Bauern) und die leibeigenen Bauern. Aller Einfluß und alle Macht ruht in den Händen der Ältesten, denen ausschließlich alle Bestimmungen über die inneren Angelegenheiten zustehen, denn obgleich die persönliche Freiheit der Usden feststeht, haben sie doch in Bezug auf die inneren Angelegenheiten keine Stimme und müssen sich den Anordnungen der Ältesten unbedingt fügen. Dafür genießen sie den unbedingten Schutz der Ältesten, die ihre Streitigkeiten schlichten und sie durch Geschenke und Begabungen an sich fesseln. In völlig rechtloser Stellung befinden sich die leibeigenen Bauern, mögen deren Herren nun Ältesten oder Usden sein, so zwar, daß sie nicht einmal über ihre Kinder frei verfügen können. Ein trauriges Loos fürwahr, daß durch die patriarchalische Sitte allerdings einigermaßen gemildert wird. Die Herren betrachten die Leibeigenen als zur Familie gehörig und gestatten sich infolge dessen, bei einfacher Sitte, keine Ausschreitungen und willkürliche Bedrückung. Kommt es doch vor, daß der Herr sich in dasselbe Joch mit dem Leibeigenen einspannt und nach vollbrachter mühevoller Arbeit an dem ärmlichen Mahle desselben teilnimmt; ja, daß die Frau des Herrn dem verwaisten Kinde des Bauern mit ihrem eigenen die Brust reicht. Freud und Leid, Arbeit und Vergnügen sind ihnen gemein, und die Anhänglichkeit der Leibeigenen an ihre Herren ist oft so groß, daß sie bei Trauerfällen in der Familie des Herrn sich das Gesicht zerkraxen oder sonst verstümmeln. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit durchdringt alle, als natürliche Folge wohl der früheren Anfeindungen und Verfolgungen.

Man glaubt sich in die Zeiten der Erväter zurückversetzt, wenn man sieht, wie den Anordnungen der Familienhäupter Folge geleistet und welche Ehrerbietung denselben gezollt wird. Der Vater ist das natürliche Haupt der ganzen Familie, nach dessen Tode das älteste Glied derselben an seine Stelle tritt. Seinen Anordnungen fügen sich alle unbedingt. Aber nicht nur den Familienhäuptern, sondern dem Alter überhaupt wird die größte Achtung und Rücksicht entgegengebracht. In Gegenwart alter Männer darf der Jüngere ohne Erlaubnis sich nicht einmal niedersetzen, geschweige denn sich ins Gespräch mischen. Er muß demselben unterwegs sein Pferd abtreten und ihm beim Aufsteigen behülflich sein; begegnet er unterwegs einem alten Manne, so muß er ihn so lange begleiten, bis dieser ihm die Erlaubnis zur Fortsetzung seines Weges erteilt.

Eigentümlich ist die Stellung des weiblichen Geschlechts; denn während die unverheirateten Frauen große Freiheiten genießen und an allen öffentlichen Festlichkeiten, Gesängen und Tänzen ohne weiteres Anteil nehmen, sind die verheirateten vollständig abgeschlossen von allem Verkehr und jeder Geselligkeit.

Wie bei vielen orientalischen Völkerschaften herrscht auch bei den Karatschajern der schöne Gebrauch der Gastfreundschaft in ausgedehntem Maße, als ein Beweis der Einfachheit und Reinheit der Sitten. Jeder Fremde wird auf das herzlichste empfangen und mit dem besten bewirtet, was das Haus bietet; ihm zu Ehren werden die angesehensten Personen des Auls zum Mahle eingeladen, ja, es haben alle Nachbarn das Recht, sich

zur Unterhaltung des Gastes, dem von allen Seiten die höchste Aufmerksamkeit und Hochachtung bewiesen wird, im Hause des Wirtes einzufinden, der auch sie bewirten muß.

Je nach der Wohlhabenheit der Einzelnen richtet sich die Art der Ernährung, doch dienen entsprechend der Hauptbeschäftigung des Volkes, die in der Viehzucht besteht, hauptsächlich Fleischspeisen als Nahrungsmittel. Bei den Reichen wird dem Gaste zuerst Schaschlyk, am Spieße gebratenes Fleisch, gereicht, sodann folgt gekochtes, bestehend aus Hammelkopf, Hammelfettschwanz oder Hinterkeule, hierauf Schurna, die Fleischbrühe mit saurer Milch und verschiedenen Gewürzen zubereitet und gegossen aus kleinen Schalen von Holz oder Ton. Zum Schluß kommt noch Reißbrot mit Honig, oder ausgeschlagene Eier, die in Butter mit Honig gebraten sind. Zum Essen reicht der Wirt den Gästen nur Löffel, da jeder an der Scheide des nie fehlenden Dolches auch sein Messer mit sich führt.

Für zivilisierte abendländische Nasen ist weder der Aufenthalt in den Wohnungen der Karatschajern, noch überhaupt der Verkehr mit ihnen besonders angenehm. Wohnungen, Kleider und Personen starren meist von Schmutz. Baden und Waschen sind gänzlich unbekannte Dinge, und die Waschungen, welche die Religion ihnen auferlegt, haben mit der Reinlichkeit durchaus nichts zu tun. Die Wäsche, die wohl nur bei den Vornehmsten in Anwendung kommt, wird nicht eher gewechselt, als bis sie in Lumpen zerfällt, während die Kleider, die Tag und Nacht nicht abgelegt werden, oft so abgetragen und schmutzig sind, daß weder Stoff noch Farbe sich erkennen lassen. Daß den Karatschajern infolge dessen stets ein scharfer, unangenehmer Geruch begleitet, ist ganz natürlich. Die Bekleidung besteht aus dem langen kaukasischen Rock mit Ledergürtel; die Füße umwickeln sie mit Lappen, über welche sie die aus unbearbeiteten Fellen gefertigten Schuhe, die Haare nach außen, anziehen. Der Dolch in Lederscheide hängt jedem an der Seite.

Was die Wohnungen betrifft, so sind dieselben noch sehr primitiv und roh — da sie als einziges Werkzeug die Art führen, — wenn auch vielleicht für die Verhältnisse praktisch eingerichtet. Die Hütten sind ganz aus Baumstämmen aufgeführt und mit Erde bedeckt; an das Wohnhaus stoßen die Ställe und sonstigen Wirtschaftsgebäude, die einen viereckigen Hof einschließen, auf welchen alle Fenster und Ausgänge münden, während die äußere Balkenwand keinerlei Öffnungen zeigt. Die Gehöfte eines Aul liegen nicht wie bei uns die Dörfer dicht beisammen, sondern infolge der Beschaffenheit des Landes über weite Strecken verteilt. Es sind nämlich die $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Werst (Kilometer) breiten, von steilen Felsenwänden eingesetzten Flußtäler vielfach durch Wald unterbrochen und mit zahlreichen Felsblöcken und Trümmern bedeckt. Dadurch sind die Bewohner gezwungen, ihre Hütten da anzulegen, wo der Boden ihnen gestattet, ihre Felder in der Nähe zu haben.

Sehr lohnend ist aber der Ackerbau nicht, trotz der unendlichen Mühe und der Schwierigkeiten, die er macht. Zunächst gilt es, die unzähligen Steinblöcke sowohl über als unter der Erde zu entfernen, mit denen das urbare Land umfriedigt wird. Außerdem werden dieselben auch in großen Haufen aufgeschichtet. Wie gering die Fläche des so urbar gemachten Landes ist, kann man sich unschwer denken. Und wie gering wiederum der Ertrag desselben! Die einzige Frucht, welche das rauhe Klima der Nordseite des Gebirges zu bauen gestattet, die Gerste, gibt kaum 3—4fältigen Ertrag, da der Acker nur spärlich gedüngt werden kann. Denn infolge des Mangels an Wiesen in den Tälern läßt sich wenig Vieh im Stalle erhalten, der Mist zur Düngung fehlt also, und außerdem steht auch die Landwirtschaft auf sehr niedriger Stufe. Zwar hat man in neuerer Zeit mit dem Bau von Kartoffeln begonnen, allein dieselben Arten nach mehreren Jahren aus, so daß neuer Samen von auswärts zu geführt werden muß. Die Einführung von Getreide ist daher eine Notwendigkeit, da die eigenen Erzeugnisse den Bedarf nie decken.

Infolge dessen sind die Karatschajern zur Viehzucht gezwungen. Von der Krone oder den kubanischen Kosalengemeinden pachten

sie zu diesem Zwecke an den Nordabhängen des Gebirges und der Vorberge ausgedehnte Viehweiden, die sie im Sommer mit ihren Herden beziehen. Den klimatischen Verhältnissen entsprechend ist auch die Vegetation der Nordseite der kaukasischen Alpen eine rein alpine, während dieselbe auf den nördlichen Vorbergen schon mehr einen mitteleuropäischen Charakter trägt. Leppig kann sie aber weder auf diesen, noch auf den eigentlichen kaukasischen Alpen genannt werden, während der Südsüd-Abhang des Gebirges in bezug auf Klima und Vegetation sich günstig von der Nordseite unterscheidet. — Sobald der Schnee geschmolzen und die Entwicklung der Vegetation weit genug vorgeschritten ist, werden die Herden: Schafe, Ziegen, Rinder und Pferde auf die Hochalpen getrieben. Man darf sich nicht vorstellen, daß das Vieh der kaukasischen Gebirgsbewohner Ähnlichkeit mit unserem durch Bau und Milchreichtum gleich ausgezeichnetem Alpenvieh hat. Im Gegenteil ist das Vieh klein und nicht sehr ergiebig. Das Rindvieh mit kurzem Hals, dickem Kopf und kurzen Hörnern; die Pferde mit dicken Füßen, niedrigen Hüfen und kurzen Köpfen, beide Arten langhaarig und unschön; die Schafe sind meist schwarz oder dunkelhaarig und in ihrem Bau von unsern Schafen merklich verschieden. Und doch macht das Vieh, so wenig ertragreich es ist, die Hauptnahrungs- und Erwerbsquelle dieser Gebirgsbewohner aus, denn die Tiere und deren Felle bilden (durch Vermittlung der Juden) fast die einzigen Handelsartikel, die sie auf die Jahrmärkte des Kubangebietes bringen. 1878 wurden nach offiziellen Angaben 34 500 Schafelle und 5956 Rindshäute ausgeführt, während in demselben Jahre die Zahl der Rinder 32 000, der Pferde 18 500, der Esel 2500 und der Schafe und Ziegen 231 000 Stück betrug, so daß auf jede Familie 13 Stück Pferde und Rinder und 57 Stück Schafe kommen.

Leider steht das Völkchen in bezug auf Gewerbtätigkeit und Geschicklichkeit noch auf einer sehr niederen Stufe. All ihre Werkzeuge und Geschirre beziehen sie von auswärts, nicht einmal ihre einfachen hölzernen Wagen (Arben) fabricieren sie selbst, ja sogar in der Bereitung von Butter und Käse, die ihnen doch als Hauptnahrungsmittel dienen, sind sie noch weit zurück.

Männer, Weiber und Kinder begleiten die Herde auf die Weideplätze, wo aus Balken, Steinen und Laubwerk Umzäunungen (Kosch genannt) errichtet werden, die Menschen und Vieh zum Schutze gegen die Witterung als Aufenthalt dienen. Nur die Alten und Schwachen bleiben zurück, deren Vieh gegen eine Vergütung von anderen in Pflege genommen wird. Der Herbst treibt Weiber und Kinder in die Täler zurück, während die Männer die tiefergelegenen Weideplätze aufsuchen.

Wenn nun auf der einen Seite, wie wir sahen, das Völkchen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Kultur steht, so ist es um so wunderbarer, daß sie in bezug auf ihre inneren Einrichtungen eine gewisse Gewandtheit, Geschicklichkeit und sicheres Verständnis zeigen.

Jeder Aul wählt seine Vertreter, meist weißhaarige Greise, in deren Händen die Regelung und Leitung aller allgemeinen Interessen des Stammes liegt. Sie verteilen die von der Regierung ausgesetzten Steuern und sonstigen Lasten auf die einzelnen Familien, beschließen über innere Einrichtungen und bilden so eine Art Behörde oder Gemeindevertretung, deren Anordnungen sich jeder ohne Weigerung fügt, überzeugt, daß die größte Gerechtigkeit und Billigkeit obgewaltet habe. So tief wurzeln bei ihnen die patriarchalischen Einrichtungen, der Sinn für Gerechtigkeit und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und gleicher Interessen! Da die Alten des Schreibens unkundig, so führen sie alle Berechnungen bei den Verteilungen mit Hilfe kleiner Steinchen aus; trotzdem kommt nie ein Fehler bei den Verteilungen, noch eine Unzufriedenheit in bezug auf dieselben vor.

Wenn auch vielfach noch weit in der Kultur zurück, sind die Karatschajern dem Fortschritte doch nicht ganz fremd geblieben. Führt doch eine verhältnismäßig gute Fahrstraße durch ihre Täler bis zum Fuße des Elbrus; ja, sogar drei Poststationen an derselben vermitteln den Verkehr mit der Außenwelt. Außer-

dem haben sie ein Gerichtsgebäude für die mündlichen Gerichtsverhandlungen, eine Schule, ein Hospital und eine Leihkasse, die über ein Grundkapital von 12 000 Rubel verfügt, angelegt. So schreitet auch in diesem abgelegenen Winkel die Kultur, die alle Welt belebt, vorwärts und wird allmählich den eigentümlichen Hauch der Naturwüchsigkeit und Einfachheit verweisen, der diesem Naturvölkchen anhaftet; ob zu ihrem Heile, bleibe dahingestellt.

Was ihre äußere Erscheinung betrifft, so verleugnen die Karatschajer ihre tartarische (mongolische) Abkunft nicht, und

unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Gebirgsbewohnern rein kaukasischer Abstammung. Sie sind durchschnittlich von mittlerer Statur, gedrungenem Bau, breit von Schultern und von kräftiger Muskulatur und etwas breitem Gesicht, wenn auch die ausdrucksvollen Augen von ihrer Vermischung mit den echten Kaukasiern Zeugnis ablegen. Von Charakter gerade und offen, fleißig, tätig und nach außen hin fest zu einander stehend, läßt doch die noch herrschende Sitte der Blutrache mancherlei böse Leidenschaft zutage treten.

Der Alkohol — Todfeind oder Gutsfreund?

Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Geiser.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Professor Schär schreibt in dem am Schluß des ersten Teiles dieser Arbeit Angeführten nicht von alkoholischen Getränken allein, sondern von den berausenden und erregenden Genußmitteln im allgemeinen. Und der Umstand, daß da, wo den Menschen kein alkoholhaltiges Erregungs- oder Betäubungsmittel erreichbar oder bekannt war, im Laufe der Zeiten fast überall auf dem Erdenrund andere gleich oder ähnlich wirkende Genußmittel entdeckt und gepflegt wurden, daß dieselben weite Verbreitung und leidenschaftliche Verehrer fanden, darf bei der Beurteilung der Rolle, die der Alkohol als Genußmittel spielt, nicht übersehen werden.

Es sind interessante, wenn auch teilweise recht unheimliche Gefellen, diese Konkurrenten oder, wenn man will, Complicen unseres aristokratischen Weins, unseres, wenn es gut ist, solid bürgerlichen Biers und unsres plebejischen Schnapfes.

Zu den interessantesten und unheimlichsten zugleich gehören die Haschisch genannten Hanfpräparate, welche gegenwärtig von beträchtlich mehr als 200 Millionen Menschen in Asien, Afrika und Amerika als Berausungsmittel angewendet werden.

Es ist eine Pflanze, die schon seit den Zeiten des Uralters in Europa bekannt ist und angebaut wird, unser gemeiner Hanf, mit seinem wissenschaftlichen Namen nach Linné *cannabis sativa*, woraus das Haschisch hergestellt wird. Allerdings ist unser Klima der Entwicklung derjenigen Stoffe im Hanf, die der Haschischbereitung förderlich sind, nicht günstig. Wie man aus unserer Mohnpflanze nur schlechtes Opium erzeugen könnte, so würde man aus unsrem Hanfe zwar auch ein Betäubungsmittel herzustellen vermögen, aber doch nur ein die Kenner und Freunde des Haschischgenusses sicherlich wenig befriedigendes.

Die in Ländern der heißen Zone gebaute *Cannabis*, nach ihrer Heimat *Cannabis indica* genannt, ist die vielumworbene Sponderin der Haschischpräparate.

Die drei hauptsächlichsten Hanfprodukte, welche in den Handel kommen, heißen *Gunjah*, *Bang* und *Churrus*. Die *Gunjah* besteht aus den stengelartigen Spizen der blühenden Hanfpflanze, die in Form von langen, mehrere Duzend von Stengeln enthaltenden Bündeln verkauft werden. *Bang* heißen dagegen die von den Stengeln befreiten und getrockneten größeren Blätter mit halbreifen Fruchtkapseln und kleinen Blattstielen der abgeblühten Pflanze. Sie sind minder harzreich als die *Gunjahstengel*, deswegen billiger zu kaufen und weiter verbreitet. Das *Churrus* endlich ist das rohe Harz, welches der indische Hanf namentlich während der Blütezeit in beträchtlichen Mengen ausscheidet. Bemerkenswert ist die primitive Art, wie man das *Churrus* einsammelt. Wie Professor Schär angibt, durchwandern während der Tage reichlicher Harzausscheidung Arbeiter in fest anliegender Lederkleidung mit ziemlicher Schnelligkeit kreuz und quer die abgeblühten Hanffelder, und hierbei klebt das in winzigen Tröpfchen aus Blättern und Stengeln ausschwitzende Harz an die Lederkleidung an und braucht dann nur losgeschabt zu werden.

Sowohl *Gunjah* und *Bang* als *Churrus* werden in Pfeifen geraucht und treten somit als narkotisches Erjatzmittel unsres

Tabaks auf, mit dem sie wohl eine gewisse Verwandtschaft haben, obwohl es nicht ganz festgestellt ist, daß Professor Schär recht hat, wenn er sagt, der indische Hanf enthielte nachweisbare Mengen des giftigen Tabakbestandteils, des Nikotins, und so müßten wir in dem Umstande, daß jahrhundertlang ohne Kenntnis dieses Sachverhalts Hanf, mit Tabak vermischt, geraucht wurde, wohl eine merkwürdige instinktive Ahnung der engen Verwandtschaft in den chemischen Stoffen des Hanfes und des Tabaks erblicken. Bei den neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen des europäischen und indischen Hanfes nämlich, welche Seezen, Siebold und Bradbury ausführten, erhielt man, widersprechend früher angestellten Prüfungen, kein Nikotin, sondern ein eigentümliches flüchtiges Alkaloid, dem der Name *Cannabinin* beigelegt wurde*).

Noch viel entwickelter als das Haschischrauchen, ist der innerliche Genuß, das Einnehmen des Haschisch in seinen hundertfältig verschiedenen Arten. Wie ein Tee wird der heiße Aufguß des Krautes *Bang* eingenommen, in der Form von fettem Del und syrupartigen Extrakten, als pastillenähnliche Konserven oder latvergartiges Gemisch, mit feinen und starken Gewürzen veretzt, selbst mit Milch, Mehl, Zucker und Fett zu dem berühmten indischen Hanfkonfekt *Majoon* verarbeitet, kommt das Haschisch zum Gebrauch.

Der Genuß des Haschisch reicht jedenfalls weit in vorgeschichtliche Zeiten hinauf. Der sorgenlösende *Nepenthes*trank Homers war vermutlich Hanfextrakt. So sehr als das Haschisch Sorgen zu lösen vermag, ist es jedoch imstande, Sorgen und Unglück aller Art zu bereiten, wenn auch seine Verehrer an ihm rühmen, daß es sie zur Vollführung harter und andauernder Arbeit stärke, daß es Schmerzen stille, gegen die Unbill des Temperaturwechsels unempfindlich mache, die Einbildungskraft anrege, die Lust zum Essen und auch die sinnlichen Genüsse aller Art erhöhe und die Blutzirkulation beschleunige.

Das ist jedoch eben nur die eine, die glänzende Seite der Medaille, auf deren schmutziger Rehrseite leidenschaftliche Hektigkeit und Streitsucht, Störung der Hirnfunktionen, Berrücktheit, Tobsinn und eine in Indien häufig vorkommende Art des Starrkrampfs verzeichnet stehen.

Einen durchaus zuverlässigen Bericht über einen Haschischrausch verdanken wir Gerhard Rohlf's.

Derjelbe nahm um 6 Uhr Nachmittags in Murzul zwei Kaffeelöffel voll mit Zucker gemischtes Haschischkraut, und aß dann zu Abend; aber erst anderthalb Stunden später begann die Wirkung, welche nach seinem Tagebuch folgende war:

„7 Uhr 20 Minuten. Mein Puls 120 oder mehr. Bin ich in einem Schiffe? die Stube schaukelt, mein Bewußtsein ist indessen vollkommen frei, bloß scheint mir Besserli (sein Kaufsgenosse) sehr langsam zu sprechen, und ich vergesse oft den Anfang von dem Saze, den er spricht. Auch wenn ich jetzt denke, vergesse ich, womit ich angefangen.

*) Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. Breslau, Trevesend 1882, III. Lieferung, Artikel Hanf.

7 Uhr 45 Minuten. Mein Puls schlägt so, daß ich jeden Schlag höre. Ich rauche und fliege, obwohl ich mit den Händen fühle, daß ich liege. Ich denke ungeheuer schnell und glaube, daß ich bei dem Schreiben dieser Zeilen Stunden zubringe.

8 Uhr. Mein Blut schlägt Wellen und einzelne Teile fallen von meinem Körper, obgleich ich mich dumm schreibe, denn ich habe vollkommen freies Bewußtsein, daß ich alle Glieder besitze. Ich denke, ich will ausgehen.

8 Uhr 20 Minuten. Ich träumte, ich ginge aus, die Straßen und die Stadt verlängerten sich und waren mir ganz unbekannt, die Häuser sehr hoch; ich glaube, ich war in der Polizeiveranda, wo ein Mann war zu petitioniren und zu mir mit einem Gesuche kam; ich ging dann zurück und setzte mich vor mein Haus. Ich bin ohne Willen — die Wand gegenüber meinem Hause war schön tapeziert, auch hörte ich von ferne schöne Musik, und jetzt schreibe ich und sehe, daß alles erlogen ist. — Ich will mich legen; aber bin ich wirklich verrückt?

8 Uhr 30 Minuten. Ich liege jetzt. Mein Wille ist ganz weg und in mir großer Sturm. Das Licht brennt seit Stunden, und ich kann es nicht ausblasen. Aber ich schreibe, und da ich denke, bin ich doch wohl nicht gelähmt? Bin ich wirklich hier? Mein Hintertopf ist sehr angefüllt. Ich bin ungemein leicht und wenn ich nicht schreibe, würde ich in der Luft schweben.“

„Soweit war es mir gelungen zu schreiben,“ fährt Rohlfz am andern Tage in seinem Berichte fort. „Darauf fiel ich in einen festen Schlaf bis 9 Uhr morgens. Auf mein Erkundigen fand ich, daß ich wirklich auf der Polizeiveranda gewesen war, ganz vernünftig gesprochen und in niemand die Ahnung erweckt hatte, daß ich im Tokourizustande (Verzückung) mich befinde. Die Haupterscheinungen des Rausches waren mithin: 1) Ungemeines Leichtigkeits- und Schwebef Gefühl. 2) Der anfangs verminderte Puls erreicht eine Schnelligkeit, daß man ihn nicht mehr zu zählen vermag. 3) Starker Blutandrang nach dem Hintertopfe. 4) Auffallende Lähmung der Willenskraft. 5) Das Gedächtnis verliert seine Regeln, vergißt naheliegende Dinge und erinnert sich längst vergangener. 6) Alles erscheint in den schönsten Farben und in vollkommenster Harmonie. 7) Manchmal lichte Augenblicke, verbunden mit schrecklicher Angst, daß dieser Zustand immer dauern möchte. 8) Der ganze Rausch eher ein Verrücktsein, als was wir Europäer unter einem Rausch verstehen möchten. Heute Morgen,“ so schließt Rohlfz den Bericht, „befinde ich mich vollkommen wohl und verpüre auch nicht im mindesten einen sogenannten Katzenjammer.“

Bedenkt man, daß Gerhard Rohlfz der Haschisch-Verzückung jedenfalls kein sehr empfängliches Gemüt und noch weniger einen dazu bereits vorbereiteten Körper entgegengebracht hat, so wird man sich nicht wundern zu erfahren, daß die meisten anderen Berichte weit verlockender und oft ganz überschwänglich lauten.

Mit dem Haschisch verwandt ist ein andres Veräuschungsmittel, welches gleichfalls im Orient zur Anwendung gelangt und wie jener dem Verbote des Weins durch den Koran ein gut Teil seiner ungeheuren Verbreitung verdankt, — das Opium.

Dasjelbe besteht aus dem den angerizten Kapseln des Mohns, papaver somniferum, entfließenden und rasch eintrocknenden Milchsaft. Zum Zwecke der Opiumgewinnung wird der Mohn hauptsächlich in Egypten, Kleinasien, Persien und Ostindien auf weitausgedehnten Feldern angebaut. Nach dem Verblühen werden die Mohnkapseln mit einem Messer leicht eingeritzt, und der Saft wird, sobald er einigermaßen fest geworden ist, abgeschabt. Die so gewonnene Masse knetet man zu Kuchen- oder Kugelformen und umwickelt sie mit Mohnblättern.

In welsch riesigen Quantitäten Opium genossen wird und wie sich im Laufe dieses Jahrhunderts der Genuß gesteigert hat, beweisen die Zahlen des indischen Opiumexports, an dem die Engländer ungeheure Geldsummen verdient haben. 1800 belief sich derselbe auf 5005 Kisten, jede zu 133 1/3 englischen Pfund, im Jahre 1825 auf 12000, 1850 auf 50000 und

1875 auf 90000 Kisten. Im Jahre 1858 hatte die indische Handelskompagnie bei ihrem Opiumschacher einen Reingewinn von 2 Millionen Pfund Sterling, d. s. 40 Millionen Mark, und seit der Aufhebung der Kompagnie fließt der inzwischen um sehr viel erhöhte Profit in die englische Staatskasse.

Wie das Haschisch wird auch das Opium in den verschiedensten Arten und Formen genossen. Im westlichen Asien, schreibt der mehrerwähnte Professor Schär, in Egypten und andern muhamedanischen Ländern, sowie in Persien wird nicht nur das Opium geraucht, sondern auch verpürt, entweder in Form einer trüben, wässrigen Auflösung, oder in Pillen, in feuchten Pasten oder in trocknen Täfelchen, in denen es mit süßem Fruchtfaß, mit aromatischen Stoffen und zuweilen auch mit Haschisch versezt ist und denen die bezeichnende Inschrift aufgedrückt ist: *Mash Allah*, zu deutsch: Gabe Gottes.

Je weiter man nach Osten kommt, um so häufiger trifft man statt des Opiumessens das Opiumrauchen. Mit dem Chi-nesen zieht die Opiumpeise in alle Welt hinaus und in den Niederlassungen, in denen sich viele Chinesen ansiedeln, namentlich wo Kulis als gemietete Halbflaven sich ausbeuten lassen, finden sich in großer Zahl Winkelwirtschaften, in denen die Chinesen und andre Asiaten ihren Betäubungsgelüsten fröhnen und die bösen Leidenschaften auch sehr häufig auf Angehörige aller nichtasiatischen Nationen übertragen.

Die Art, wie die Chinesen das Opium zu rauchen pflegen, wird folgendermaßen beschrieben. Sie legen den Kopf auf ein Kissen, nehmen mit einem Instrument, das einer Nadel gleicht, etwas Opium, halten es an die Flamme eines Lichts, stecken es in den kleinen Kopf einer Opiumpeise, bringen das Licht während des Einziehens an den Pfeifenkopf, schlürfen in einem oder zwei Zügen den Rauch in die Lunge und wiederholen das je nach Gewohnheit und Bedürfnis mehreremale. Wie englische Ärzte berichten, sind die Opiumraucher anfänglich lebhaft, gesprächig und heiter, häufig zeigen sie sich jedoch auch jähzornig und zankfüchtig.

Der Fluch des Opiumgenusses ist, daß eine beständige Steigerung der Dosis notwendig ist, um die gewünschte narkotische Wirkung zu erzeugen, ein Uebelstand, der zwar auch mit dem Genuße anderer Narkotika verknüpft ist, aber doch bei keinem so scharf hervortritt und so rasch verhängnisvoll wird, als bei dem Opium.

Allmählich treten, wie Schär sagt, grauenhafte beängstigende Sinnestäuschungen der verschiedensten Art, Hallucinationen und Illusionen auf. „In bejammernswerter Art schleppen sich die Sklaven des Opium von einer Opiumstube zur andern, um schließlich auf Mauern oder Treppen ihr langsam und systematisch vergiftetes Dasein zu beenden. Gernicht selten, zumal in dem ostasiatischen Inselgebiete, hat ein längerer Mißbrauch größerer Opiumdosen, sei es mittels der Peise, oder mittels des Tringefäßes, ausgesprochene Wahnsinnsanfälle (Tobsucht) im Gefolge; — häufig genug sollen z. B. auf Java oder Sumatra Eingeborne, Rajenden gleich, mit weithin gellendem Rufe „Amott, amott“ — tötet, tötet — die furchtbare Stuchwaffe, den Kris, schwingend durch die Straßen toben, einer bersehter-wutartigen Tobsucht verfallen.“

Mit dem Opium ist der Reigen der narkotisch wirkenden Genußmittel noch lange nicht geschlossen.

Der keineswegs harmlosen Pflanzenfamilie, der untre Kartoffel angehört, der Familie der Solaneen oder Nachtschattengewächse, hat die Menschheit mancherlei Narkotika zu verdanken. Die Geschwister der Kartoffel, welche den Namen Stechapfel, Bilsenkraut und Tollkirische oder Belladonna führen, sind die ergiebigen Lieferanten.

Vorzugsweise in tropischen Ländern verstärkt man häufig durch Zusatz von Stechapfelsaft die berauschte Wirkung des Branntweins. Ferner werden auf den ostindischen Inseln und in Südamerika die Blätter einer Stechapfelart gekaut, sowie die Samen in süße Backwaare eingebaden, letzteres hauptsächlich um in dem Gebäud ein Betäubungsmittel zu gewinnen und mit dessen Hülfe allerhand Gaunerwerk anzubüben.

Eine andre Stechapfelart, welche den Eingeborenen der Cordilleren zur Gewinnung eines durch Abkochung hergestellten Getränkes, Tonga genannt, dient, das hauptsächlich schlafherzeugend wirkt und bei den abergläubischen Gebräuchen südamerikanischer Indianer häufig angewendet wird, z. B. derart, daß man irgendwelche Personen, oft sogar Kinder, damit narkotisiert, die dann dadurch, daß sie an einem beliebigen Orte, ihrer Sinne nicht mächtig, zur Erde fallen, anzeigen sollen, daß der Erdboden an der betreffenden Stelle edle Metalle birgt.

Auch zum Rauchen werden die Samen verschiedener Stechapfelarten benützt, für sich allein oder, was öfter der Fall ist, mit Tabak gemischt; dies geschieht in Peru und Ecuador sowie in China.

In den sibirischen Steppen und in den öden Ländereien der hügelreichen Halbinsel Kamtschatka werden, nach Schär, die Blätter einer Verwandten unsrer Alpenrose, einer Rhododendronart und das Fleisch des bei uns viel gefürchteten Fliegenschwammes sowohl als Genußmittel wie auch als Nahrungsmittel verwendet. Die im Sommer gesammelten und an der Luft getrockneten Fliegenschwämme üben, wenn sie genossen werden, einerseits eine Wirkung gleich der unsrer berausenden Getränke, andernteils verursachen sie auch eine dem Haschischrausch ähnliche Verzüdung, die zuweilen in totale Bewußtlosigkeit übergeht, „außerdem aber verstehen einige ostibirische Stämme durch besondere Zubereitung, bei welcher Auskochen und reichliches Salzen die Hauptrolle spielen mögen, ein durchaus eßbares und nahrhaftes Gericht zu bereiten, wie denn auch die russischen Einwohner, auf die dieses kulinarische Geheimnis seit langem übergegangen zu sein scheint, keine größere Scheu vor den verpönten Fliegenpilzen empfinden, als etwa der Brasilianer vor der blausäurehaltigen Manihotwurzel, aus der er nach alter Regel das Tapioka- oder Kaffavenmehl abscheidet.“

Den betäubenden Genußmitteln fügt Schär die „aufregenden“ und „anregenden“ hinzu, von denen er als besonders eigentümlich das Betelkauen erwähnt, das nach den ältesten Nachrichten auf die 60 Millionen Menschen der malayischen Rasse beschränkt war, sich aber von diesen bis an die ostafrikanische Zanzibarküste und nordöstlich bis nach den Philippinen und ihrer Hauptstadt Manilla verbreitet hat. Die schöne, in Ostindien heimische, bis 50 Fuß hoch werdende Areka- oder Katechupalme und der unbedeutend erscheinende, oft nur als Schlingpflanze sich präsentirende Betelpfefferstrauch liefern das Material zu dem erwähnten Raugenusse. Bei der Palme ist es der kugelig-kegelförmige Same, die sogenannte Betelnuß, welche mit Kalk und Gewürz vermischt in ganz Indien, im südlichen China und auf allen Inseln des malayischen Archipels, in erster Linie deswegen gekaut wird, um den Atem wohlriechend zu machen. Auf Seiten des Betelpfefferstrauchs sind es die herzförmigen, gewürzhaft schmeckenden Blätter, welche den Genuß gewähren und zumeist zur Einhüllung der in Scheiben zerschnittenen und so zum Kauen gelangenden Betelnüsse dienen. Eine Folge dieser Gewohnheit besteht in der hochroten Färbung des Gaumens und des Zahnfleisches, während die Zähne einen rötlich-schwarzen Ueberzug bekommen und dabei von allen Krankheiten frei bleiben.

Daß es das Betelkauen an Verbreitung fast mit jedem anderen Genußmittel aufnehmen kann, beweist die Tatsache, daß an einem Stapelplaz Sumatras 1870 nicht weniger als 60 000 Zentner Betelnüsse ausgeführt wurden, während gleichzeitig ebensoviel aus Cochinchina, aus Bombay 40 000 und aus Ceylon gar 70 000 Zentner zur Ausfuhr gelangten.

(Schluß folgt.)

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(8. Fortsetzung.)

Ein heftiger, einen unverständlichen Schrei gleichender Atemzug kam aus Serenas Brust, als sie den Vater in dieser Art Camillos Namen nennen hörte, und es zog ihr in heißer Blut das Hirn zusammen.

Und nun rang es sich, der trüben Ahnung, die sie die ganze vorige Nacht nicht hatte zur Ruhe kommen lassen, mit einemmale Worte leihend, gewaltfam aus dem Herzen des Marchese herauf, und sein schmerzdurchfurchtes Antlitz sah sie dicht vor dem ihren:

„Und hast du vielleicht Herrn von Winter gestern gesehen, Kind?“ — fragte er noch lauter und ungestümmer als vorhin. — „Vielleicht gestern Abend gesehen? — — Verhehle mir nichts, — ich will alles wissen, Kind!“

Das siedende Blut schloß Serena zum Hirn, und ihre Gedanken wirbelten bunt durcheinander. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, wand sie ihre Hände aus den feinen und glitt vom Stuhl herunter und sank vor dem Marchese zitternd in die Knie:

„Mein Vater!“ — schrie sie auf, daß es laut im Zimmer widerhallte, und bog das schwindelnde Haupt in das Polster des Fauteuils, in welchem der Vater saß.

Der kleine, gelbe Kanarienvogel im Goldkäfig drüben am Fenster flog erschreckt auf, daß seine zarten Flügel hart gegen die metallenen Stäbe schlugen, das weiße Käzchen in der Ecke des Sophas blinzelte wieder schläfrig mit den grünen, gläsernen Augen und hob verwundert den Kopf, daß die Schelle an seinem Halse leise erklang; die Marchese aber saß, die vollen Arme über die Brust gekreuzt, leicht zur Seite geneigten Hauptes ihrem Gemahl und Serena gegenüber und lächelte zufrieden in sich hinein.

„Antworte mir gerade heraus, Kind,“ — drängte der Vater, zu Serena niedergebeugt, — „ist wahr, daß du ihn liebst?“

Serenas Brust wogte heftig auf und ab, und sie schluchzte laut. Einige Augenblicke verrannen auch jetzt noch, ohne daß sie auf die wiederholte heftige Frage des Vaters antwortete. Sie schien mit sich selbst zu ringen und mit größter Anstrengung zu überlegen, was sie sagen solle. Dann ging es bebend über ihre Lippen, und sie hob dabei leise das Haupt empor, daß ihre schönen Augen stehend in die feinen hineinsahen:

„Mein Vater, — ja!“ . . .

Ein heftiges Zittern lief wieder durch ihre Glieder, wie sie diese Worte schüchtern hervorhauchte; nun hatte er sie gehört, und ihr Blick hing immer noch ängstlich an seinen Zügen, als wollte sie darin ihr Urteil lesen.

Und einen Augenblick neigte er sich noch tiefer zu ihr hinab, als habe er ein Unerhörtes vernommen, was er noch nicht glauben mochte, und seine Augen flammten lodernen Blicks in die ihren.

„Es ist!“ — presste der Marchese aus seiner Brust hervor, indem er ihre Hände fahren ließ und mit heftigem Schritt zur Seite und an eines der Fenster trat. — „Er hat recht und meine Ahnung betrog mich nicht!“ — fügte er ruhiger und weniger laut hinzu.

Einige Minuten sah er still und gedankenschwer in den Garten hinaus und auf den Kanal grande hinüber. Dann wendete er sich um und jagte, mit frischem Auge auf das regungslos in den Fauteuil zurückgelehnte Mädchen hinblickend und leise das Haupt schüttelnd, in tiefstem Tone:

„Serena, Serena, — mein einziges, liebes Kind, — du hast es also doch gekonnt, — du hast dich nicht gefragt, welches schweres Leid du über deinen Vater bringen würdest!“

Der tiefschmerzliche Klang seiner Stimme schien Serena aus ihrer halben Bewußtlosigkeit aufzuschrecken und wieder ganz zu

sich selbst zu bringen. Ein heiß quellender Strom von Tränen brach aus ihren Augen, und sie sprang vom Stuhle auf und eilte auf den Marchese hin und schlang mit Leidenschaft ihre beiden Arme um seinen Hals:

„Vater, lieber Vater!“ — schluchzte sie — „nein, ich will dich nicht betrüben, du sollst um meinetwillen keinen Kummer haben! . . . Ich weiß, wie sehr du mich liebst, und daß du mich glücklich machen willst!“

Der Marchese wendete jetzt das Antlitz von dem ihren ab, aber ließ sie gewähren. Serena aber zog sein Haupt noch näher zu dem ihren und rief über der grenzenlosen Macht ihrer Liebe ihrer selbst vergessend, in dem höchsten, das Herz allgewaltig fortreibenden Drang ihrer Gedanken mit glutvoll durchbebter Stimme und mit einer unbefiegbar scheinenden Beredsamkeit:

„Nun, so mache mich glücklich und zürne mir nicht! — Laß dir alles sagen! Ja, ich liebe ihn, liebe ihn mit jeder Empfindung meiner Seele! Du weißt es ja selbst — er ist so gut, so brav, so schön, und du hattest ihn immer selbst so gern, — warum willst du mir jetzt böse sein, da ihm meine ganze Liebe gilt? — Nur an seiner Seite kann mein Glück mir blühen, — und dich flehe ich, lieber, guter, teurer Vater um deinen Segen für ihn und mich! . . . Und nun sage mir, daß du mir nicht zürnst!“

Die Tränen rannen ihr in hellen Tropfen unaufhaltsam über die hoch geröteten Wangen und erstickten ihre Stimme. Schwer und fest hing sie an seinem Halse. Ihre Brust wogte in stürmischer Glut gegen die seine, und ihr innig flehender Blick suchte die abgewandten Augen des Vaters.

Dieser aber starrte unverwandt zur Seite und befreite sich mit Anstrengung aus ihren Armen. Dann trat ein Ausdruck ihm sonst fremder Härte auf sein Antlitz, und er sagte, Serena am Fenster stehen lassend und mit schwerem Schritt wieder gegen die Mitte des Zimmers hinschreitend, ernst und dumpf:

„Herr von Winter ist am längsten in unserem Hause gewesen. Noch heute werde ich ihm mitteilen, daß ich unseren Kontrakt gelöst und seine Arbeit eingestellt zu sehen wünsche.“

„Barmherziger Gott! Das kannst du nicht wollen!“ schrie Serena im höchsten Schmerze auf und warf sich, seine Knie umklammernd, laut weinend vor ihm nieder.

Kalt und regungslos sah der Marchese auf sie hinab.

„Nur das nicht!“ rief sie noch leidenschaftlicher. — „Verbanne mich selbst ans Ende der Welt, tue mit mir, was du willst, mein Vater, — verstoße, töte mich, — aber sage ihm kein hartes Wort, — laß ihn ruhig weiter schaffen zu seiner Ehre und zu der deines Hauses.“ —

Die Wolken auf der Stirne des Marchese wurden immer düsterer, und er blickte zornig und finster.

„Hier pflege ich zu befehlen, Kind!“ — sagte er aufbrausend. — „Und ich mag nicht, daß er auch nur eine Stunde länger, als es nötig ist, unter diesem Dache weilt und nach Trauben schielt, die ich wahrlich nicht für ihn habe reifen lassen!“

Er schritt, seiner Gattin einen bedeutsamen Blick zuwerfend, an dem schluchzend am Boden liegenden Mädchen vorüber und schickte sich an, hinauszugehen.

Jetzt erhob sich die Marchesa, ihre bis zum letzten Moment beobachtete teilnahmlose Haltung aufgebend, aus ihrem Fauteuil und trat an ihren Gemahl heran.

„Bedenke, was du tust!“ — sagte sie in erheucheltem Mitleid für Serena zu ihm — „Du siehst, wie hoch die Leidenschaft des Mädchens schon gestiegen ist. — Und was kann am Ende Herr von Winter dafür, wenn deine Tochter ihn liebt? — Ich sehe nichts gutes kommen, und du solltest zum mindesten erst vorsichtig überlegen, ehe du handelst!“

„Was kann am Ende Herr von Winter dafür, wenn deine Tochter ihn liebt?“ — Diese Worte der Marchesa gingen dem armen Mädchen wie ein Stich durchs Herz, und aus ihren Augen schoß ein Blick strengen Vorwurfs zu jener hinüber.

Der Marchese aber sah seine Gattin erstaunt an und sagte in sehr gereiztem Tone:

„Du pflegtest dich ja sonst nicht um meine Pläne zu kümmern, und meine Besorgnisse waren dir zum mindesten gleichgültig. Du wirst mir also schon allein überlassen müssen, zu tun, was ich in diesem Falle für gut finde!“

Mit diesen Worten schritt er der Thür des Zimmers zu und ließ die Marchesa stehen, ohne sie auch nur noch einmal anzusehen. Serena aber raffte sich wieder auf und lief ihm ungestüm einige Schritte nach, um dann abermals vor ihm in die Knie zu sinken und die zitternden Hände flehend zu ihm emporzuheben.

„Vater, mein Vater!“ strömte es bebend über ihre Lippen — „Wenn du denn unbarmherzig bist, so beschwöre ich dich, laß mich, — laß mich ihm folgen!“

Der Marchese streifte sie nur noch mit einem schnellen, unwilligen Blick und warf in der nächsten Sekunde die Thür hinter sich ins Schloß.

Das junge blühende Weib war schmollend an jenes Fenster getreten, neben welchem die blanken Stäbe des kleinen Vogelkäfigs im Sonnenlichte stimmerten und spielte mit den feinen Fingern an dem Gitter. Sie hatte nach der scharfen Abfertigung, die sie von ihrem Gemahl, noch dazu in Gegenwart Serenas erfahren, in deren Anwesenheit er sie sonst mit dem größten Respekt zu behandeln pflegte, diesem einen zornflamenden Blick zugeworfen. Das wollte sie ihm nie vergessen, gelobte sie sich jetzt bei sich selbst. . . .

Inbezug auf die entdeckte Liebe Serenas zu dem Maler erfüllte die Marchesa ein Gefühl des Triumphes. Schon als ihr der Graf von Larente das erstemal seine Vermutungen über ein nach seiner Ansicht zwischen Serena und Camillo von Winter bestehendes zärtliches Verhältnis ausgesprochen, war ihr das eine frohe Botschaft gewesen, und sie hatte zufrieden aufgetmet. Ja, wenn es wahr wäre, was er sagt, so hatte sie gedacht, und wenn sich der Graf dadurch bestimmen ließe, seine Hoffnung auf Serena aufzugeben, — desto eher durfte sie hoffen, zum Ziele zu gelangen.

Dem dem keineswegs schönen, aber jungen und kraftfrohen Grafen galten alle ihre Empfindungen, und die Seine zu werden, war ihr Wunsch von der Zeit an, da sie eingesehen, daß sie an der Seite ihres nüchternen, behaglichen Stilllebens zugeneigten, ihr im Alter über fünfundzwanzig Jahren vorausgeschrittenen Gemahls keine Befriedigung zu finden vermochte. Daraus erklärte sich die außerordentliche Wärme, welche die sonst im Kreise der Familie ein so kühl zurückhaltendes Benehmen beobachtende junge Frau im Verkehr mit diesem Manne zeigte, und in Folge dessen sich dieser Verkehr schon zu einem so vertrauten und ungebundenen gestaltet hatte, wie er einem Weibe, das die Gattin eines andern ist, nicht wohl ansteht. Sie begehrte mehr als bloße Sorglosigkeit und als alle Annehmlichkeiten des Daseins, als gesellschaftliche Zerstreuungen und Vergnügungen, die ihr freilich der Marchese in so reichem Maße bot, wie sie davon nur verlangte, die sie aber bis zur Reize hatte ankosten dürfen, auch schon ehe sie seine Gattin wurde. Sie begehrte Leidenschaft, heiße, glühende, lodernde Leidenschaft und süße Erregungen und Wonnen, die die Sinne aufwühlten bis zum Rasen und trunkenen Selbstvergeffen, — und ein solches, von Genuß zu Genuß taumelndes Leben konnte ihr nur an der Seite eines jungen, daseinsfreudigen und nach gleichen Genüssen verlangenden Mannes werden, wie eben der Graf von Larente einer war.

Und sie sah ihm heute noch glutvoller in die Augen, sie spannte ihn noch tiefer und fester in den gefährlichen Zauberbann ihres bestrickenden Wesens hinein, als dieser Mann, nachdem sie sich wieder in ihrem Zimmer befand, bald selbst bei ihr eintrat, um sich, wie es häufig geschah, nach dem Befinden der gnädigen Marchesa zu erkundigen.

Der Graf konnte eine besonders freudigerregte Stimmung an ihr nicht verkennen, wie sie ihn mit den, dieser seiner Meinung allerdings scheinbar widersprechenden Worten: „Es ist gut, daß Sie kommen, lieber Graf, — ich hätte mich diesen Morgen tödtlich gelangweilt!“ nach dem Divan geleitete und ihn neben

ihr Platz zu nehmen bat. Sie hatte sich eben vom Klavier erhoben, als er eingetreten war. Draußen auf dem Korridor noch war ihm das Lied einer neapolitanischen Fischerin, das sie mit glockenheller Stimme gesungen, von ihrem Zimmer her entgegengetönt, und er hatte ein Weischen an der Thür gelauscht:

O komm Herzgeliebter, o komm auf das Meer,
Es wehen so selig die Winde daher,
Es schaukeln den Kahn die Wellen so leise,
Die Wasser leuchten ringsum im Kreise,
Der Wind geht träumend am Himmel hin:
O wisse, wie sehr ich die deine bin!

Die Wangen mir glühn, und ich rüdre den Kahn
Mit sinken Armen ans Ufer hinan;
In deinem Häuschen, dort unter den Bäumen,
Da mögen sich selig die Nächte verträumen, —
Ich blieb als dein Schätzchen ewig darin:
O, wisse, wie sehr ich die deine bin!

Nachdem er sich neben ihr niedergelassen, sah er unwillkürlich flüchtig nach dem Flügel und dem Notenblatt hinüber, und seine Blicke gingen im Zimmer rund umher. Dieses Zimmer war mit einer verschwenderischen Pracht, mit fast raffiniertem Luxus ausgestattet und entsprach solchermaßen ebenso sehr dem Wesen seiner Inhaberin, wie die einfach vornehme Einrichtung von Serenas Gemach den Geschmack dieser letzteren in deutlicher Weise offenbarte. Von dem mit dunkelrotem Sammet überzogenen Divan und den gleiches Aussehen tragenden Fauteuils, den schweren, unter weißem, schleierartigen Ueberwurf hervorschimmernden Gardinen von derselben, grell in die Augen stechenden Farbe, der hellbraunen, in klar von einander abgegrenzten Feldern die Wände überkleidenden Tapete bis zu dem großen, den ganzen Fußboden überdeckenden, ein buntes Gewürfel lebendiger Farben zeigenden Teppich, den blankpolirten Mahagoni-Möbeln, dem prachtvollen Flügel, dem goldenen, von der hohen, reichbemalten Decke in der Mitte des Zimmers herabhängenden Kronleuchter, den allerhand reizvollen, auf den Tischen umherliegenden Kleinigkeiten, den mit vielerlei glänzenden Schmucksachen überall beladenen und mit geschmackvollen Stickereien umhangenen Konsolen und den großen, mit schimmernden Rahmen versehenen Oelbildern an den Wänden übte alles die fast berückende Wirkung reichsten Ueberflusses und unbeschränktesten Besizes, der seinem glücklichen Inhaber keine, auch die kostspieligste Freude nicht zu versagen braucht und ihm auch die verwegensten Wünsche mit Leichtigkeit zu befriedigen ermöglicht.

Die Marchesa führte jetzt in leicht dahinfließender, zuweilen selbst scherzhafter Erzählung, wenn auch in weniger grellem Lichte, als es der Wirklichkeit eigen gewesen war, und mit sorgfältiger Vermeidung aller Umstände, die die Hoffnung ihres Zuhörers etwa hätten ermuntern können, dem Grafen die Szene vor, welche sich eben drüben abgespielt hatte. Ziemlich es dieser als Genuß empfindend, daß die Marchesa jetzt seinen Scharfblick, mit welchem er gleich von anfang an die Sachlage richtig erfaßt hatte, rühmen mußte, in desto größerem Maße bildete sich ein das ihm sonst immer in strahlender Schöne vorschwebende Bild Serenas wesentlich verdunkelndes Gefühl der Bitterkeit gegen die letztere in seinem Herzen, und desto weniger vermochte er sich dem berausenden Zauber der Marchesa, die ihn mit munterem Wortgetändel über das Aergerniß des Augenblicks hinwegzutäuschen und in geschickter Weise seine Gedanken von Serena abzulenken wußte, zu entziehen, desto leichter war er der verführerischen Kunst, mit der die schöne Frau ihn in hold verworrene Fäden einzustricken suchte, zugänglich. Der Glutodem ihrer Leidenschaftlichkeit wehte ihn an und schlug mit mächtiger Flamme in sein Herz ein und begann drinnen verborgene, plötzlich aber mit ungestümem Drängen sein ganzes Wesen durchtobende Triebe zu entzünden; einmal über das andere hing zuletzt sein Blick wie in seliger Verzückung an ihren tiefbraunen, von glühendem Feuer durchleuchteten Augen, und als er sich bei seiner Verabschiedung tief auf ihre zarte, weiße Hand niederbeugte und sie heftiger als sonst küßte, stand in seinem Herzen das Bild des gefährlichen Weibes in stimmerndem Glanze vor dem Serenas und drängte dieses in tiefes

Dunkel zurück, und er träumte wenigstens, daß er das Mädchen, dem bis dahin all sein Sinnen und Trachten gegolten hatte, werde vergessen können.

Der Marchesa aber schlug das Herz feuriger vor Freude und Lust. Ihre seidene Schleppe rauschte über den Teppich hin. Sie setzte sich wieder an den Flügel und wendete das auf dem Pulte liegende Notenblatt, und ihm, der eben das Zimmer verlassen hatte, hallte es in kräftigen Tonwellen von drinnen heraus über den Korridor nach:

Die Fischlein ziehen heimlich im Meer,
Es sinken die Arme vom Ruder mir schwer,
Und Myrten möchte ich winden und Rosen,
Die Nacht ist so süß zum Küssen und Kosen,
Und wonnige Bilder umgaukeln den Sinn:
O wisse, wie sehr ich die deine bin! . . .

VIII.

Winterlich ernste Stille waltete drüben auf dem Lande, wo die Wasser der Brenta zwischen flachen, fruchtbaren Ufern nach den Lagunen hinunterziehen, und eine leichte Schneedecke hatte die sonst in üppigstem Grün prangende Ebene überkleidet. Auch in den Gärten Venedigs zeigte sich der Eintritt der rauheren Jahreszeit. Die Blumen waren fast alle verblüht, und nur eine Anzahl fast immergrüner Bäume hatte sich ihres vollen Blätter Schmucks nicht berauben lassen.

Melancholisch klagend ging der Wind durch die leis erschauenden Zweige der Zypressen im Garten um den Palazzo della Sponda herum, und auf den Gängen zwischen den Bäumen schimmerte es nicht mehr von feinem, leuchtenden Sand, sondern von blendend weißen Flocken, die sich in den letzten Nächten sanft und sacht darüber hingelegt. Nicht minder öd und traurig sah es drinnen in den Gemächern und Korridoren des mächtigen Marmorkolosses aus. Zwar die Diener liefen auch jetzt wie sonst geschäftig treppauf, treppab, die Besuche kamen und gingen wie vordem; aber die ersteren warfen mürrische, bedeutungsvolle Blicke einander zu oder raunten sich verdrießlich heimliche Worte zu, die auf ihnen unangenehme Veränderungen im Hause schließen ließen, und unter den Besuchen fehlten ein paar gewohnte, auch der Dienerschaft vertraut gewordene Gäste, — fehlte der Maler Camillo von Winter und sein Schwesterchen Adele. Denn der Marchesa hatte seiner gegen Serena ausgesprochenen Drohung die Tat folgen lassen und sofort, nachdem er an jenem Tage dem Familienjalon den Rücken gekehrt, in einem allerdings in höflichem Tone gehaltenen Schreiben dem Künstler erklärt, daß ihn plötzlich eingetretene Umstände, die sich weiterer Erörterung entzögen, zu seinem Leidwesen zwingen, einstweilen auf die weitere Ausführung seines Lieblingsprojektes zu verzichten, und daß er Camillo daher bitte, von einer Fortführung des begonnenen Bilderzyklus vorläufig abzusehen; er dürfe wohl um so eher auf willige Erfüllung dieses seines Wunsches hoffen, als ja mit der eben geschenehen Vollendung des zweiten Gemäldes seine Arbeit jetzt wenigstens einen teilweisen Abschluß gefunden habe. Als Honorar für die fertig gestellten beiden Gemälde erlaube er sich ihm die Hälfte der für den ganzen Zyklus von 12 Bildern vereinbarten Summe anzubieten. Camillo hatte auf dieses Schreiben, dessen Inhalt ihn natürlich in größtes Erstaunen versetzte, eine mündliche Unterredung bei dem Marchesa nachgesucht, die ihm aber mit dem Bemerkten versagt wurde, daß sich der letztere nicht im Stande fühle, dergleichen überhaupt jemand zu empfangen. Durch ein Schreiben Serenas erfuhr er dann, was im Palaste inzwischen vorgegangen, und war nun vollends entschlossen, selbst auf die entschiedene Gegenrede Serenas hin, dem Marchesa persönlich gegenüberzutreten, um seinen Unmut zu beschwichtigen und offen um die Hand der letzteren zu werben. Aber auch jetzt wurde er nicht vorgelassen, sondern ihm vielmehr durch ein zweites Schreiben des Herrn von Montanari bedeutet, daß dieser, seinem Camillo bereits mitgetheilten Wunsche entsprechend, die Angelegenheit ehestens erledigt zu sehen hoffe. Diese, wenn auch der Form



Der Rathhausquai in Zürich. (Seite 243.)

nach höfliche, so doch schroffe Abweisung beleidigte den Stolz des Künstlers auf das höchste, und er drückte dem Marchesen jetzt nur in kurzen Worten brieflich aus, daß er, jenem Wunsche gemäß, seine Tätigkeit im Palazzo della Sponda als beendet betrachte, indem er ihm zugleich mittheilte, daß er das von Herrn von Montanari ihm angebotene Honorar nicht akzeptiren könne, sondern nur auf eine kleinere Summe Anspruch erhebe. Dann wußte Serena noch eine Zusammenkunft mit dem Geliebten herbeizuführen, die sich zu einem schmerzlichen, traurigen Abschied gestaltete. Camillo beabsichtigte für die Wintermonate nach Rom zu gehen, um einem ihm von dorthier gewordenen Auftrage zu genügen; wenn er daselbst seine Aufgabe gelöst haben würde, so wollte er, spätestens im März, zurückkehren und dann auf alle Fälle mit dem Marchese zu sprechen suchen, während Serena inzwischen treu ausharren und den Vater ihrem heimlichen Verlöbniß günstiger zu stimmen sich bemühen sollte. Durch Vermittlung der kleinen Aede, die Camillo in Venedig zurücklassen wollte, hoffte man in regem brieflichen Verkehr zu bleiben, so zwar, daß Camillo, um jeder Gefahr einer etwaigen Unterschlagung der Briefe von vornherein auszuweichen, alle für die Geliebte bestimmten Zuschriften seinen Briefen an die Schwester beizulegen und Serena dieselben dann bei dieser abzuholen versprach. Und dann hatten sich die beiden, all ihr Empfinden um die Hoffnung auf Wiedersehen klammernd, Lebewohl gesagt, — und vorübergerauscht war alles, was die jungen Herzen noch vor wenigen Tagen so Süßes und Seliges genossen, vorübergerauscht wie ein kurzer Traum von Glanz und Glück.... Camillo eilte südwärts nach der alten Hügelstadt, und im Palazzo della Sponda wurde es öd und traurig, wie es eben noch jetzt der Fall war, wann ein plötzlich gekommener, wenn auch gelinder Winter die weiße Schneedecke über Gärten und Fluren gebreitet hatte.

Die einander so verwandten und sonst so nahe stehenden Herzen des Marchese und seiner Tochter hatten sich durch die

der Abreise Camillos vorausgegangenen Ereignisse ernstlich entfremdet. Serena saß die längste Zeit still und in sich versunken auf ihrem Zimmer, der Erinnerung an die vergangenen Tage nachhängend oder bald lustigen Träumen, bald bangen Besorgnissen für die Zukunft dahingegeben. In Gegenwart des Vaters suchte sie stets heiter und freundlich zu erscheinen; wie sehr sie sich indes mühte, ihm ein Lächeln abzugewinnen oder ihn zu größerer Wärme im Gespräch anzuregen, er blieb ernst und nachdenklich und ließ sich selten noch in eine lebhaftere Unterhaltung mit Serena ein. Daß dem Marchese bei alledem das Herz blutete und daß er heimlich ihren eigenen Kummer mit ertrug, davon war Serena überzeugt, denn sie wußte ja, wie sehr ihr der Vater im Grunde zugetan war, und eben darauf stützte sich ihre Hoffnung, daß sich noch alles zum besten wenden könne.

Nur eine war im Palazzo della Sponda, über die kein Gram und kein Kummer Macht zu haben, die kein Aergerniß zu berühren schien: die Marchesa. Im Gegensatz zu allen anderen und im Gegensatz auch zu dem sonst in der Regel von ihr beobachteten Benehmen sah sie jetzt fast immer heiter und freundlich aus, erwiderte selbst herablassender und weniger kalt als früher die ehrfurchtsvollen Begrüßungen ihrer Untergebenen, und ihre Lieblinge, der gelbe Kanarienvogel und das weiße Käzchen, schienen es ganz genau zu wissen, daß ihrer schönen Herrin lustige und heitere Dinge durch den Sinn schwirren mußten, so ausgelassen spielte sie mit ihnen, so freudig lachte sie zuweilen auf. Jene glockenhelle Stimme tönte jetzt noch öfter als zuvor in heiteren Weisen oder zuweilen auch sanft schwermütigen Klängen der Liebe und Sehnsucht über den weiten Korridor, als webte leuchtender Lenz mit wönigem Leben und seligem Drang in der Brust aus der sie hervorquollen, und der Graf von Larente kam noch häufiger denn bisher in das herrliche glänzende Prunkgemach des jungen, blühenden Weibes zu Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Der alte Sänger.

Von Adelbert v. Chamisso.

(1833.)

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:

„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! Nichts gewalttham!
Unablässig, unaufhalttham,
Allgewaltig naht die Zeit.“

Torenweh, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.

Sang der sonderbare Greise
Zimmer noch im finstern Turme
Nüchtern, heiter seine Weise:
„Bin, der in der Wüste schreit.“

Und die aufgeregte Menge
Bischt und schmäh't den alten Sänger:
„Lohnt ihm sein Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Nieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff ihn aller Orten Schmach!“

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! Kühn vor allen!
Unaufhalttham, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.“

Schreien muß ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhalttham naht die Zeit.“

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt dein Grab.
Steuere kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenk'n heißt Vernichtung;
Treibst als Brack du doch hinab.“

Einen sah man da erschrocken
Bald erröten, bald erlassen:
„Wer hat ihn hereingelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Toren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang.“

Der erste Schnee.

Von Adelbert v. Chamisso.

Der leise schleichend euch umspinnen
Mit argem Trug, eh ihr's gedacht,
Seht, seht den Unhold! über Nacht
Hat er sich andern Rat eronnen.
Seht, seht den Schneemantel wallen!
Das ist des Winters Herrscherleid!
Die Larve läßt der Grimme fallen; —
Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.

Er hat der Furcht euch überhoben,
Lebt auf zur Hoffnung und seid stark;
Schon zehrt der Lenz an seinem Mark,
Geduld! und mag der Wütrich toben.
Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne
Bald weben sie ein Blumenkleid,
Die Erde träumt neue Wonnen, —
Dann aber träum ich neues Leid!

Ein verkränkter Poëta laureatus. In England hat man noch die mittelalterliche Sitte — oder richtiger, man hat sie wieder eingeführt — sich einen souveränen Landesdichter zu halten, der regelrecht gekrönt wird, auf Lebenszeit den Titel des Laureats (Vorbergekrönt) führt und offiziell für den König der lebenden Dichter gilt. Stirbt er, so kommt ein anderer an die Reihe. Der jetzige poëta laureatus ist Tennyson, ein Lyriker mit wenig Gedanken aber viel Sprachtalent, für welchen allerdings die Sprache den Hauptteil des Dichtens besorgt. Dieser Herr Tennyson wäre der glücklichste Mensch von der Welt — man denke nur, wie wenig Mühe es ihn gekostet hat, die Dichterkrone zu erlangen, und was für ein leichtes, gemüthliches Leben (ein halbes Duzend Gedichtchen das Jahr ist schon eine übertriebene Leistung) er haben könnte — wenn er nicht vom Teufel des Ehrgeizes und der Ruhmsucht geplagt wäre. Der lyrische Vorbeer genügt ihm nicht — er will durchaus Dramatiker sein, und sich zum mindesten einen Platz neben Shakespeare (unter Shakespeare tut ers nicht) erkämpfen. Der Wille ist gut — in seinen Gedanken — auch das Fleisch mag gut sein, allein der dramatische Genius ist dem armen laureate leider nicht hold. Schon vor zwei Jahren hat er es mit einem Drama versucht, und statt des erhofften phänomenalen Triumphs bloß einen mehr als bescheidenen Achtungserfolg (succès d'estime), den man gescheiter Mitleids-erfolg nennen würde, davon getragen. Die Kritik, obgleich voller Rücksicht und Höflichkeit, gab Herrn Tennyson ihre zarten Winke, doch ja nicht wieder auf das dramatische Eis zu gehen. Indes, wer kann gegen sein Verhängnis? Der Vorbergekrönte wußte es besser: er hatte den Beruf, der größte dramatische Dichter der Welt zu werden, und wenn sein erstes Stück nicht gefallen, so war das nicht die Schuld des Stückes, sondern die des Publikums. Es galt ein Werk zu schaffen, so gewaltig, daß jeder Widerstand verstummen, jedes Bedenken sich in staunende Bewunderung verwandeln mußte. Drei der größten dramatischen Gedichte der Welt sind: Hamlet, Faust und Manfred. Wohlau, unser Vorbergekrönter, der das Zeug in sich fühlte, Shakespeare, Goethe und Byron in einer Person zu sein, setzte sich hin und dichtete ein Drama, das den Tiefinn, Gedankenreichtum und die poetische Schönheit des Hamlet, Faust und Manfred in sich vereinigte und potenzierte. Das Opus trägt den Titel: The Promise of May (Das Maiverprechen), wurde Mitte November im Globe-Theater aufgeführt (auch Shakespeares Stücke wurden im neuen Globe-Theater aufgeführt) und — diesmal war es kein Durchfall mehr, es war ein Durchbruch. Ein ärgerer ist nie dagewesen. Dieses klaffende Mißverhältnis zwischen titanischem Willen und eunuchischem Können hat förmlich etwas Beängstigendes. Der Verdacht kommt einem unwillkürlich, der unglückliche Autor müsse — gelinde ausgedrückt — nicht ganz richtig im Oberstübchen sein. Die Kritik, die diesmal unbarmherzig ist, deutet derartiges auch an. Jedenfalls wird es gut sein, wenn die Verwandten des Herrn Tennyson ein wachsames Auge auf ihn haben, und sobald sie merken, daß er wieder mit einem Drama schwanger geht, ihn auf ganz kleine Papierrationen setzen, die höchstens zu lyrischen und ähnlichen Ergüssen ausreichen. Das Plot (die Fabel) des Stückes ist nicht anzugeben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil keins da ist. Alles steht in der Luft: Per sonen und „Handlung“ — sit venia verbo. Der zusammengezeichnete Hamlet, Faust und Manfred, welcher den Namen Edgar empfangen hat, entschließt sich in langen geschwollenen Monologen ein Schuß zu sein, er entschließt sich — wieder in langen Monologen — ein Mädchen, die Tochter eines Farmers, zu verführen, was auch — mit obligaten Monologen — geschieht; läßt das Mädchen einen Erbschaft an; entschließt sich — natürlich mit langen Monologen — die Stätte seiner Sünden wieder aufzusuchen, findet die Schwester der Verführten, will sie unter falschem Namen und endlosen Monologen heiraten, wird aber von der Verführten, die, nachdem sie eine zeitlang verschwunden war, plötzlich nach Hause kommt, erkannt und verschwindet nun seinerseits — diesmal ohne Monologen, weil nämlich die Verführte einen hält. Ex est. Ein Plot kann man das doch nicht nennen? Und ein Drama gewiß nicht. Ob Herr Tennyson kurtzt sein wird? Wenn er Kurabel ist, sicherlich. — lb.

Der Rathhausquai in Zürich. (Illustration S. 541.) Es ist eine alte Erfahrung, daß in den von der Natur am reichsten und schönsten ausgestatteten Gegenden die Leidenschaften der Menschen am heftigsten auftreten und oft ein friedliches Zusammenleben auf lange Zeit unmöglich machen. In dem schönen Spanien, in dem so reichbegünstigten Italien, in Südamerika — welche Kämpfe und Wirren, die das Glück der Völker durch Jahrhunderte unmöglich gemacht haben! Auch die herrlich gelegene Stadt an der Limmat hat ihre Geschichte, reich an blutigen Katastrophen und tragischen Szenen. Auf diesem Boden, der von der Natur sehr verschwenderisch mit Reizen ausgestattet ist und bestimmt scheint, ruhigem Glück und lebensfrohen Genüssen eine Stätte zu gewähren, floß das Blut von Tausenden in erbittertem Streit zwischen Bürger und Adel, zwischen freien Schweizern und den mit ihren Urrupationsbestrebungen so oft herandrängenden Erzherzogen von Oesterreich. Manches stolzes Haupt fiel unter dem Beil des Henkers auf dem Schaffot, aber auch manch kräftiges Wort gegen das Vorrecht ging von dieser Stelle aus. Hierher floß Ulrich von Hutten, um auf freiem Boden zu sterben und Zwingli verströmte sein Blut für seine Gedanken. Hier schlug Massena die Russen und wurde Lavater getötet; hier fand der berüchtigte „Züriputsch“ statt. Aber auch die Geächteten aller Länder und aller Art fanden hier ein Asyl; sie atmeten hier ungestört die Luft der Freiheit, nachdem sie in ihrem Vaterlande dem Schaffot oder dem Kerker entronnen. Denn durch alle Kämpfe und Katastrophen hat sich Zürich zu einer festgegründeten und dauernden Freiheit durchgerungen, und der Kanton Zürich hat mit Recht den Ruf, die freisinnigste politische Verfassung aller Länder zu besitzen. So haben jene Kämpfe auch ihre Früchte getragen und schwere Opfer sind nicht umsonst gebracht worden; was die Ähnen gesät, ernten die Epigonen. Heute sehen die Häupter der mächtigen Gebirgszüge, die Zürich und seinen See umringen, auf ein friedliches Treiben herab; die politischen Kämpfe werden an der Wahlurne statt in blutiger Schlacht ausgefochten, und der sanfte Hauch, der über den blauen See weht, begrüßt eine Stätte modernen und humanen Wirkens und Strebens. Angehörige aller gebildeten Nationen strömen bewundernd herbei, um den genüßreichen Aufenthalt an dem schönen und interessanten See zu haben. Der große Fremdenverkehr einerseits, die rasche lokale Entwicklung andererseits verleihen der Stadt einen lebhaften und modernen Charakter; die Straßen sind sehr belebt und das Ganze hat einen entschieden großstädtischen Anstrich. Aber neben dem Modernen sehen wir auch ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit; unsere Illustration zeigt einen solchen. Es ist das altehrwürdige Rathhaus am Limmatquai, 1699 erbaut, das ein Stück über den Rand des Quais hinaus, in die Limmat hineinragt. Hier ist eine Hauptverkehrsader; man kann hier, wenn man sich längere Zeit aufhalten will, einen großen Teil der Bevölkerung und der Fremden vorüberströmen sehen. Das Rathhaus selbst mit seinen Hallen im Erdgeschos und mit seinen drei Stockwerken, ist gerade nicht stattlich, aber historisch merkwürdig; deshalb ist es auch stehen geblieben, trotzdem viele auf seinen Abbruch gedrängt und einen neuen, modern stilisirten Prachtbau verlangt haben. Ein solcher wird mit der Zeit auch wohl noch an die Stelle des gegenwärtigen Rathhauses treten; man kann es aber auch nicht mißbilligen, wenn die züricher Bürger die Zeugen ihrer Vergangenheit mit der geziemenden Pietät aufrecht erhalten. Wo die Natur so viele Schönheit aufweist, kann man sich leicht gegenüber der Kunst soweit bescheiden, um den Denkmälern der Vergangenheit die Existenz zu garantiren.

Bl.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Römische Reste in Baiern. Wie an den meisten größeren Donauzuflüssen, so hatten auch rechts und links des Lechs die Römer eine Straße angelegt, deren eine die am linken Ufer herziehende, welche das blühende, fruchtbare Epsach (Abodiacum) mit dem mächtigen Augsburg verband, von Burggen bei Schongau bis fast nach Donauwörth bekannt und noch in Resten erhalten ist. Während von der rechtsseitigen Straße selbst bis jetzt noch keine Spuren aufgezeichnet sind, mehrten sich in letzter Zeit die Funde, welche wenigstens von Landsberg lechabwärts das Vorhandensein einer solchen Straße sicher voraussetzen lassen. Abgegeben von den Münzhunden zu Epenhaujen, Unteregling, Steidorf, Werching u. s. w., welche den Zug der Straße ziemlich deutlich kennzeichnen, sind in der letzten Zeit in der ange deuteten Richtung einige römische Reste zutage getreten, welche jeden Zweifel ausschließen. So wurden zu Woltratsbaujen, eine Stunde nördlich von Friedberg bei Augsburg, die Grundmauern eines kleinen römischen Gebäudes aufgedeckt, das nach den Resten des bemalten Zimmerbegriffs und dem Beton des Estrichs das Landhaus eines wohlhabenden Mannes gewesen sein mag; eine gute halbe Stunde von diesem Platze in einer Sandgrube bei Friedberg liegt eine große Masse von römischen Schutt, besonders Gefäßstücke, aber auch Gefäßsteine und ein Handmüßstein fanden sich dort, doch so, daß man deutlich erkennt, dieselben seien nicht dort an der Stelle in Verwendung gewesen, sondern anderwärts für unbrauchbar erkannt und dort als Abfall niedergeworfen worden. Da sich im Bereiche der jetzigen Stadt Friedberg außer Münzen bis jetzt noch keine Spur römischer Anwesenheit vorgefunden hat, so bleibt die Auffindung des Ursprungs jener Trümmer, die sicher nicht stundenweit hergebracht sind, Aufgabe der dortigen rührigen Votalsforscher. In allernuester Zeit ist

bei Pestnader, etwa $2\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Landsberg, in der Richtung nach Augsburg, neben Spuren von Gräbern eine überraschend große Anzahl ganzer und zertrümmerter römischer Gefäße von verschiedener Form, Teller, Krüge, Flaschen, Urnen, aus Glas, Ton, Zopfstein und samischer Erde gefunden worden, wobei ein Löffelchen von Silber, eiserne Messer u. s. w., so daß auch hier eine größere oder eine dauernde römische Niederlassung angenommen werden muß. Unter den Gefäßen erregt namentlich eines die Aufmerksamkeit, weil dasselbe eine etwa 15 Ctm. hohe, 9 Ctm. weite viereckige Flasche aus Glas, durch Blasen in eine Form hergestellt ist, so daß am Boden der Flasche ein springender Eber und zwei Buchstaben in Relief erscheinen, der eine der Buchstaben ist Q, der andere, halb ausgebrochen, kann nur O oder Q gewesen sein. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch bei Haltenberg, nördlich von Landsberg, die Grundmauern eines unzweifelhaft römischen Gebäudes aufgefunden, aber nicht völlig aufgedeckt worden sind.

Zur Statistik der religiösen Bekenntnisse. Heiden und Ungläubige übertreffen an Zahl sehr bedeutend die Bekenner der verschiedenen offenbarten Religionen. Während die Zahl der Heiden und derjenigen, die gar keine Religion haben, auf 800 Millionen geschätzt wird, gibt es 200 Millionen Katholiken, $112\frac{1}{2}$ Millionen Protestanten, 88 Millionen andere Christen, 100 Millionen Mahomedaner und 6 Millionen Juden.

Das Färben der Ostereier geschieht jetzt fast allgemein durch Bestreichen mit Anilinfarben, wovon alle Nuancen zu kaufen und nur sehr kleine Quantitäten notwendig sind. Das Färben geschieht nach dem Sieden. Früher farbte man ausschließlich mit Pflanzenstoffen, die man mit den Eiern sieden ließ, rot mit Fernambukholz, violett mit den Blumenblättern der schwarzen Malve, blau mit Blauholzspänen zc. Will man Zeichnungen, Namen u. s. w. auf den Eiern anbringen, so kann dies vor dem Sieden mit Del geschehen. Die Eierschalen bleiben dann auf den beschriebenen Stellen weiß. Früher wurde in manchen Häusern sehr viel auf die Färbung von Eiern verwendet, und man verstand es, durch allerlei Kunstgriffe, die sorgfältig geheim gehalten wurden, marmorirte zc. herzustellen. Glanz gibt man den gefärbten Eiern durch Ueberstreichen mit einer sehr dünnen Auflösung von arabischem Gummi.

Gyrophor. Unter den Vorrichtungen, welche zum Schutze der Arbeiter geschaffen sind, zeichnet sich ein patentirter Apparat aus, welcher den Namen „Gyrophor“ trägt. In allen heißen und staubigen Arbeitsstätten, in denen sich Transmissionen befinden, sollte er zum Wohle der dort Beschäftigten angebracht sein. Es ist dies ein kleiner vertikaler Ventilator, dessen vier Flügel von korbartigen, mit Schwamm oder stark porösem Tuch gefüllten Röhren mit Dratgewebeüberzug gebildet werden. In die hohe Welle des Ventilators strömt Wasser, dringt durch seine Oeffnungen in die mit Schwamm gefüllten Flügel und wird aus letzteren gleichzeitig mit der angehauchten Luft durch Wirkung der Centrifugalkraft fortgesprüht. Von einem umgebenden Gehäuse werden die fortgeschleuderten Wasserteilchen aufgefangen, doch werden die feineren Partikelchen mit dem durch einen unteren ringförmigen Spalt des Gehäuses entweichenden Luftstrom fortgerissen, der auf diese Weise reichliche Feuchtigkeit und Kühlung in den betreffenden Raum führt.

Die für Holland so wichtige Heringsfischerei ist 1882 so günstig ausgefallen wie seit einem halben Jahrhundert nicht. Mit einem Ertrag von 128 000 Tonnen übersteigt sie den des bis dahin günstigsten Jahres, 1880, um fast 2500 Tonnen.

Etwas aus der guten alten Zeit. Aus einem interessanten Beitrag zur Kirchengeschichte Dänemarks unter Christian VIII. teilt ein dänisches Journal nachfolgendes Restrikt vom 17. Mai 1846 an das Eüst Karhuus mit: „Nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, verordnen Wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde des Stifts einige Männer angestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatsche die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchengänger wach erhalten.“

Die pariser Omnibusgesellschaft besaß 1854 400 Wagen und 3728 Pferde; sie beförderte 34 Millionen Passagiere. 1869 beförderte sie mit

758 Wagen und 9301 Pferden 120 Millionen Passagiere; 1880 mit 930 Wagen und 13 201 Pferden 175 Millionen Passagiere; 1881 mit 13 735 Pferden $180\frac{3}{4}$ Millionen Passagiere. Die auf der Seine verkehrenden Dampfer („Mouches“ und „Mironnelles“ genannt), beförderten 1880 über 13 Millionen Passagiere, die Gesellschaft der südlichen Pferdebahnen $25\frac{1}{2}$ Millionen, die der nördlichen 12 Millionen.

Das russische Reich hat nach der diesjährigen Volkszählung 100 038 342 Einwohner, wovon 85 604 783 auf Rußland, 7 219 077 auf Polen, 2 028 021 (1880) auf Finnland, 15 186 456 auf Kaukasien, Sibirien und Centralasien kommen. 1870 waren die Zahlen: 85 570 645, 65 991 910, 6 078 564, 1 732 621, 11 767 551. Die Vermehrung betrug demnach rund $14\frac{1}{2}$ Millionen Seelen (zumteil durch Eroberung.) In Petersburg zählte man 1882 927 000 Bewohner, in Warschau 401 000, in Odessa 198 000, in Kiew 167 000, in Charkow 107 000, in Cherson 128 000, in Lodz 80 000, in Elisabethgrad 63 000, in Dünaburg 52 000, in Helsingfors 45 000. Die Bevölkerung Polens betrug 1816 2 717 287 Seelen, 1832 3 914 665, 1862 4 972 193, 1870 6 078 564, 1882 7 219 077.

In der Schweiz soll jährlich für 120 Millionen Mark Alkohol verbraucht werden; und 2889 Personen fallen jährlich der Trunksucht zum Opfer. In den großen Strafanstalten sind die Hälfte der Gefangenen frühere Trinker, ein Viertel sind Söhne von Trinkern.

Die Zahl der Blinden betrug in Preußen am 1. Dezember 1880 22 677 (11 343 männliche und 11 334 weibliche) gegen 22 978 im Jahre 1871. Die Zahl der blind Geborenen ist gering im Vergleich zur Zahl der erst später blind Gewordenen. 1871 kamen auf je 10 000 Einwohner $9\frac{3}{4}$ Blinde, 1880 nur noch $8\frac{3}{4}$. Die größte Verhältniszahl von Blinden 10,5 auf 10 000 fand man in Ostpreußen, die geringste ($6\frac{3}{4}$) auf 10 000 im Stadtkreis Berlin. — Taubstumme gab es 1880 27 794 gegen 24 315 im Jahre 1871 ($10\frac{2}{3}$ und $9\frac{3}{4}$ auf 10 000). — Geisteskrante gab es 1880 66 345 gegen 55 043 im Jahre 1871 (24, resp. 22 auf 10 000). 1871 kam ein Geisteskranker auf 448 Personen, 1880 einer auf 411 Personen. Unter den Landessteuern Preußens hatte Schleswig-Holstein die größte Zahl Geisteskranker, $33\frac{7}{8}$ von 10 000, die geringste der Stadtkreis Berlin $8\frac{1}{4}$ von 10 000; nächst dem Posen mit $16\frac{1}{4}$ von 10 000. — Unter den Juden gab es Blinde, Taubstumme und Geisteskrante wesentlich mehr als unter den Christen, vielleicht infolge der strengen Rassenabschließung. — Blinde und Taubstumme waren 1880 53 Männer und 54 Frauen, blind und geisteskrank 179 Männer und 158 Frauen, taubstumm und geisteskrank 582 Männer und 469 Frauen, blind, taubstumm und geisteskrank 32 Männer und 35 Frauen.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 8:

Wer oft geliebt hat, liebte nie.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Bader. (Fortsetzung.) — Friedrich Kinkel. Ein Lebensbild. (Mit Illustration.) — Zwei Könige im Tierreich. (Mit Illustration.) — Galerie schöner Frauenköpfe: Im Domino. (Mit Illustration.) — Bilder aus dem Kaukasus. Von A. W. — Der Alkohol — Todfeind oder Gutsfreund? Kulturgeschichtliche Studie von Bruno Geiser. (Fortsetzung statt Schluß.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Poetische Aehrenlese: Der alte Sänger. — Der erste Schnee. — Ein verkrachtter Poeta laureatus. — Der Rathausquai in Zürich. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Römische Reste in Baiern. — Zur Statistik der religiösen Bekenntnisse. — Das Färben der Ostereier. — Gyrophor. — Die für Holland so wichtige Heringsfischerei. — Etwas aus der guten alten Zeit. — Die pariser Omnibusgesellschaft. — Das russische Reich. — In der Schweiz. — Die Zahl der Blinden in Preußen. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. B. Diez in Stuttgart.